





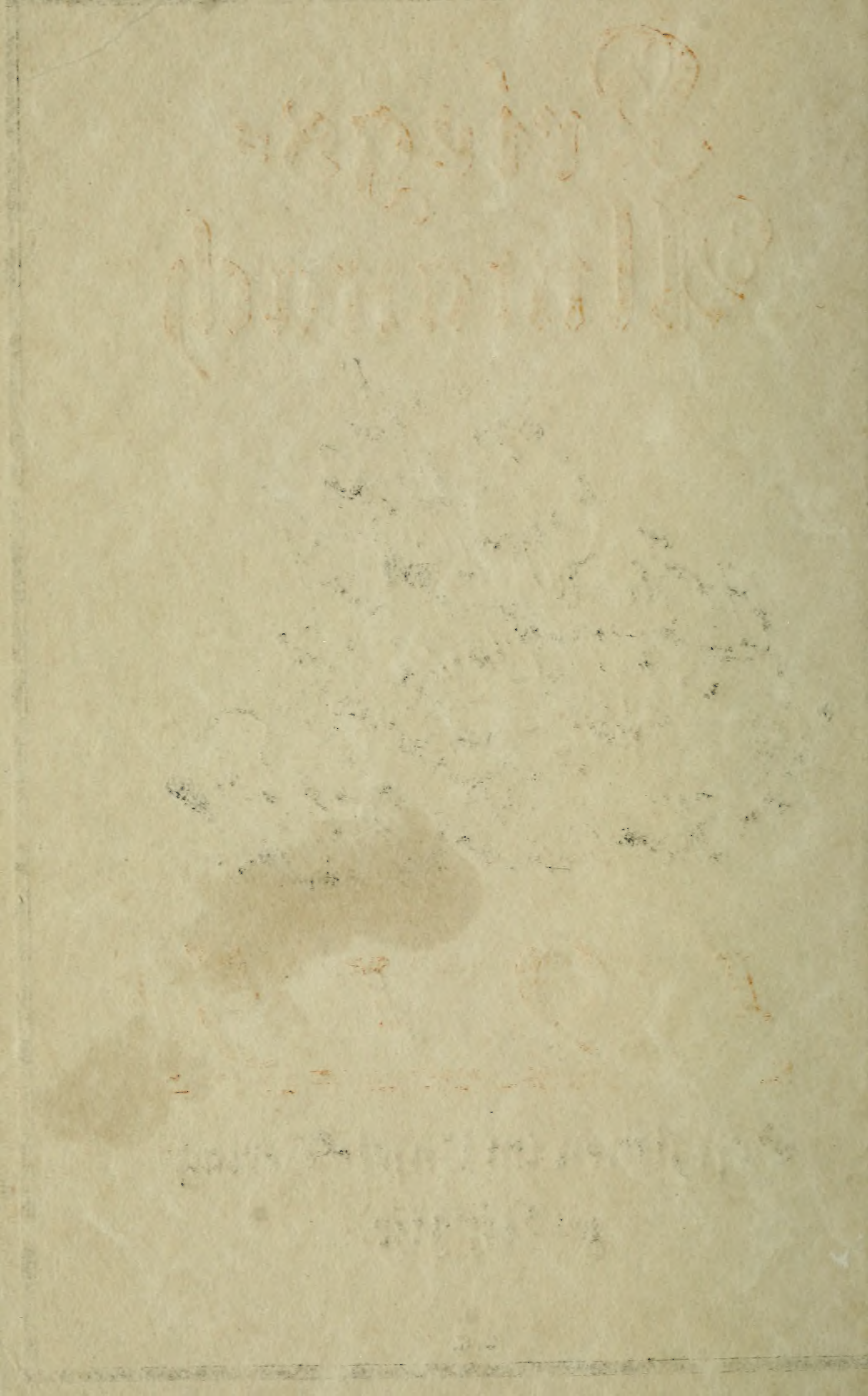
Kriegs-Almanach



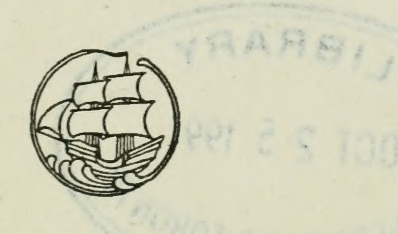
1915

Erschienen im Insel-Verlag
zu Leipzig

W. T.



Kriegs-Almanach



1915

Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig



Kalendarium

Niemand hat größere Liebe, denn die, daß
er sein Leben lässet für seine Freunde.

Ev. Johannis 15, 13

Januar		Februar		März	
1	Freitag ○	1	Montag	1	Montag ○
2	Sonnabend	2	Dienstag	2	Dienstag
3	Sonntag	3	Mittwoch	3	Mittwoch
4	Montag	4	Donnerstag	4	Donnerstag
5	Dienstag	5	Freitag	5	Freitag
6	Mittwoch	6	Sonnabend	6	Sonnabend
7	Donnerstag	7	Sonntag ☾	7	Sonntag
8	Freitag ☾	8	Montag	8	Montag ☾
9	Sonnabend	9	Dienstag	9	Dienstag
10	Sonntag	10	Mittwoch	10	Mittwoch
11	Montag	11	Donnerstag	11	Donnerstag
12	Dienstag	12	Freitag	12	Freitag
13	Mittwoch	13	Sonnabend	13	Sonnabend
14	Donnerstag	14	Sonntag ●	14	Sonntag
15	Freitag ●	15	Montag	15	Montag ●
16	Sonnabend	16	Dienstag	16	Dienstag
17	Sonntag	17	Mittwoch	17	Mittwoch
18	Montag	18	Donnerstag	18	Donnerstag
19	Dienstag	19	Freitag	19	Freitag
20	Mittwoch	20	Sonnabend	20	Sonnabend
21	Donnerstag	21	Sonntag	21	Sonntag
22	Freitag	22	Montag ☽	22	Montag
23	Sonnabend ☽	23	Dienstag	23	Dienstag ☽
24	Sonntag	24	Mittwoch	24	Mittwoch
25	Montag	25	Donnerstag	25	Donnerstag
26	Dienstag	26	Freitag	26	Freitag
27	Mittwoch	27	Sonnabend	27	Sonnabend
28	Donnerstag	28	Sonntag	28	Sonntag
29	Freitag			29	Montag
30	Sonnabend			30	Dienstag
31	Sonntag ○			31	Mittwoch ○

	April		Mai		Juni
1	Donnerstag	1	Sonnabend	1	Dienstag
2	Freitag	2	Sonntag	2	Mittwoch
3	Sonnabend	3	Montag	3	Donnerstag
4	Sonntag	4	Dienstag	4	Freitag ☾
5	Montag	5	Mittwoch	5	Sonnabend
6	Dienstag ☾	6	Donnerstag ☾	6	Sonntag
7	Mittwoch	7	Freitag	7	Montag
8	Donnerstag	8	Sonnabend	8	Dienstag
9	Freitag	9	Sonntag	9	Mittwoch
10	Sonnabend	10	Montag	10	Donnerstag
11	Sonntag	11	Dienstag	11	Freitag
12	Montag	12	Mittwoch	12	Sonnabend ●
13	Dienstag	13	Donnerstag	13	Sonntag
14	Mittwoch ●	14	Freitag ●	14	Montag
15	Donnerstag	15	Sonnabend	15	Dienstag
16	Freitag	16	Sonntag	16	Mittwoch
17	Sonnabend	17	Montag	17	Donnerstag
18	Sonntag	18	Dienstag	18	Freitag
19	Montag	19	Mittwoch	19	Sonnabend
20	Dienstag	20	Donnerstag	20	Sonntag ☽
21	Mittwoch	21	Freitag	21	Montag
22	Donnerstag ☽	22	Sonnabend ☽	22	Dienstag
23	Freitag	23	Sonntag	23	Mittwoch
24	Sonnabend	24	Montag	24	Donnerstag
25	Sonntag	25	Dienstag	25	Freitag
26	Montag	26	Mittwoch	26	Sonnabend
27	Dienstag	27	Donnerstag	27	Sonntag ○
28	Mittwoch	28	Freitag ○	28	Montag
29	Donnerstag ○	29	Sonnabend	29	Dienstag
30	Freitag	30	Sonntag	30	Mittwoch
		31	Montag		

Juli		August		September	
1	Donnerstag	1	Sonntag	1	Mittwoch ☾
2	Freitag	2	Montag ☾	2	Donnerstag
3	Sonnabend	3	Dienstag	3	Freitag
4	Sonntag ☾	4	Mittwoch	4	Sonnabend
5	Montag	5	Donnerstag	5	Sonntag
6	Dienstag	6	Freitag	6	Montag
7	Mittwoch	7	Sonnabend	7	Dienstag
8	Donnerstag	8	Sonntag	8	Mittwoch
9	Freitag	9	Montag	9	Donnerstag ●
10	Sonnabend	10	Dienstag ●	10	Freitag
11	Sonntag	11	Mittwoch	11	Sonnabend
12	Montag ●	12	Donnerstag	12	Sonntag
13	Dienstag	13	Freitag	13	Montag
14	Mittwoch	14	Sonnabend	14	Dienstag
15	Donnerstag	15	Sonntag	15	Mittwoch
16	Freitag	16	Montag	16	Donnerstag ☽
17	Sonnabend	17	Dienstag	17	Freitag
18	Sonntag	18	Mittwoch ☽	18	Sonnabend
19	Montag ☽	19	Donnerstag	19	Sonntag
20	Dienstag	20	Freitag	20	Montag
21	Mittwoch	21	Sonnabend	21	Dienstag
22	Donnerstag	22	Sonntag	22	Mittwoch
23	Freitag	23	Montag	23	Donnerstag ○
24	Sonnabend	24	Dienstag ○	24	Freitag
25	Sonntag	25	Mittwoch	25	Sonnabend
26	Montag ○	26	Donnerstag	26	Sonntag
27	Dienstag	27	Freitag	27	Montag
28	Mittwoch	28	Sonnabend	28	Dienstag
29	Donnerstag	29	Sonntag	29	Mittwoch
30	Freitag	30	Montag	30	Donnerstag
31	Sonnabend	31	Dienstag		

Oktober		November		Dezember	
1	Freitag ☾	1	Montag	1	Mittwoch
2	Sonnabend	2	Dienstag	2	Donnerstag
3	Sonntag	3	Mittwoch	3	Freitag
4	Montag	4	Donnerstag	4	Sonnabend
5	Dienstag	5	Freitag	5	Sonntag
6	Mittwoch	6	Sonnabend	6	Montag ●
7	Donnerstag	7	Sonntag ●	7	Dienstag
8	Freitag ●	8	Montag	8	Mittwoch
9	Sonnabend	9	Dienstag	9	Donnerstag
10	Sonntag	10	Mittwoch	10	Freitag
11	Montag	11	Donnerstag	11	Sonnabend
12	Dienstag	12	Freitag	12	Sonntag
13	Mittwoch	13	Sonnabend ☽	13	Montag ☽
14	Donnerstag	14	Sonntag	14	Dienstag
15	Freitag ☽	15	Montag	15	Mittwoch
16	Sonnabend	16	Dienstag	16	Donnerstag
17	Sonntag	17	Mittwoch	17	Freitag
18	Montag	18	Donnerstag	18	Sonnabend
19	Dienstag	19	Freitag	19	Sonntag
20	Mittwoch	20	Sonnabend	20	Montag
21	Donnerstag	21	Sonntag ○	21	Dienstag ○
22	Freitag	22	Montag	22	Mittwoch
23	Sonnabend ○	23	Dienstag	23	Donnerstag
24	Sonntag	24	Mittwoch	24	Freitag
25	Montag	25	Donnerstag	25	Sonnabend
26	Dienstag	26	Freitag	26	Sonntag
27	Mittwoch	27	Sonnabend	27	Montag
28	Donnerstag	28	Sonntag	28	Dienstag
29	Freitag	29	Montag ☾	29	Mittwoch ☾
30	Sonnabend	30	Dienstag	30	Donnerstag
31	Sonntag ☾			31	Freitag

Aus dem 41. Psalm

Meine Feinde reden Arges wider mich: Wann wird er sterben und sein Name vergehen?

Alle, die mich hassen, raunen miteinander wider mich und denken Böses über mich.

Sie haben ein Bubenstück über mich beschlossen: Wenn er liegt, soll er nicht wieder aufstehen.

Auch mein Freund, dem ich vertrauete, der mein Brot aß, tritt mich unter die Füße.

Du aber, Herr, sei mir gnädig und hilf mir auf; so will ich sie bezahlen.

Dabei merke ich, daß du Gefallen an mir hast, daß mein Feind über mich nicht jauchzen wird.



Dürer: Ritter, Tod und Teufel



Drei deutsche Lieder
Von Rudolf Alexander Schröder

*

An die deutschen Krieger
1. August 1914

Gottlob, es ist erschollen,
Das Wort, darauf wir bang geharrt,
Nun in Gewittergrollen
Sich Gott den Völkern offenbart.

Es ist noch nicht zerbrochen
Der Eichenstab der deutschen Treu;
Aus aller Herzen Pochen
Empfinden wirs: er grünt aufs neu.

Wir haben lang erduldet
Den dreisten Hohn aus schlechtem Mund;
Nun ward, was sie verschuldet,
Hoch über allen Sternen kund.

Heervölker, ihr Erlosten
Zu Kampfes höchstem Ehrensold,
Die ihr im kalten Osten
Den grimmen Teufeln wehren sollt,

Und ihr, die ihr im Westen
Als Wächter unserm Rebengold
Den ungebetnen Gästen
Die Suppe derb versalzen sollt,

Und ihr, die ihr im Norden,
Wo euch nicht Damm noch Planke wahrt,

Auf feuerspeienden Borden
Dem Tode kühn entgegenfahrt:

Mag hoch der Feind sich brüsten,
Wir schreiten stolz und still zum Streit.
Uns gehts um kein Gelüsten,
Es geht um die Gerechtigkeit.

Nicht hinterm Wasgenwalde
Die Franken sind es gar so sehr –
Auf Ostens grauer Halde
Naht Attilas Barbarenheer.

Sie legten gern in Flammen
Dies Haus, drin Gott sich wohlgefällt.
Steht, Brüder, steht zusammen!
Denn wenn wir fallen, fällt die Welt.

Und solls in Kampfeswettern
Rings um uns her zugrunde gehn,
Mags dich und mich zerschmettern,
Das Reich, das Reich, es muß bestehn!

Trutz und Trost

Schau um dich, deutsches Land,
Und sag, ob einen du gefunden,
Der unumwunden
Sich deiner Not als Freund bekannt;
Ob zwischen all den Wahnsinnsfratzen,
Die deinem Gram die Zähne blecken,
Ob zwischen den bewehrten Tatzen,
Die sich dem Raub entgegenstrecken,

Ein guter Blick und gute Hand
Sich dir zu Trost und Hilfe fand,
Ob du nicht stündest Bettlern gleich,
Wärst du nicht in dir selber reich,
Nun Treue selbst sich treulos abgewandt.
Schau um dich, deutsches Land!

Schau in dich, deutsches Land!
O schau, was du von deinen Vätern
Für alle Spätern
Ererbt, ein unverweslich Pfand.
Von Zeiten her, da sie gestritten,
Die Helden all, die wonnevollen,
Da von der Kaiserheere Schritten
Die Abendländer widerschollen,
Da du, vom heiligen Geist erhellt,
Der Wahrheit Leuchter aufgestellt,
Mit deinem Lied und Saitenlaut
Der Welt ein Gotteshaus erbaut,
Daraus sie nun sich frevelnd selbst verbannt.
Schau in dich, deutsches Land!

Schau vor dich, deutsches Land!
Blick Aug in Auge den Gefahren,
Die dich umstarren;
Die Burg Europa steht in Brand!
Schau, wie Nationen sich entwürdet,
Wie sie, von Eigensucht geschlagen,
Die Last dir Einem aufgebürdet,
Die sie vereinigt kaum ertragen.
Indes sie dir zu Leibe gehn,

Sollst du den Grund, drauf alle stehn,
Fußbreit verteidigen; sonst fällt
Mit dir zugleich die alte Welt.
Du kennst allein die Pflicht; drum halte stand!
Schau vorwärts, deutsches Land!

Blick auf, o Vaterland!
Dort leuchtet in den ewigen Fernen
Mit tausend Sternen
Die Friedensschrift von Gottes Hand.
Ob dir die Welt das Opfer höhne,
Das du in seiner Fron geleistet,
Ob gegen dich und deine Söhne
Der letzte Söldner sich erdreistet,
Du wirst gewiß nach diesem Graun
Die Röte deines Morgens schaun.
Gott hält die Wag und das Gewicht;
Gott hält das Schwert und das Gericht;
Gott hält die Flügel über dir gespannt.
Blick auf, o Vaterland!

Reiterlied

Wir reiten von Wäldern und Schluchten verborgen,
Wir traben hinein in den dämmernden Morgen,
Deutschland, Deutschland!
Es wiehert und stampfet der Scheck und der Schimmel,
Es klappert und trappelt der Hufe Gewimmel,
Rot leuchtet der Himmel.
Und deute die blutige Röte Verderben,
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Und wenn sie mit Eisen und Stahl dich umklammern,
Wir schlagen die Bresche, wir brechen die Klammern,
Deutschland, Deutschland!
Wir kommen wie Geier von Felsen gestoßen,
Wir kommen wie Wasser vom Berge geschossen,
Wie Hagel und Schloßen!
Da klirren der Stahl und das Eisen in Scherben;
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Und wähnen dich alle verfemt und verlassen
Mit Hassen und Lügen, mit Lügen und Hassen,
Deutschland, Deutschland!
Sie wehren dem Zorn und der Liebe mitnichten,
Der Liebe für dich und den Zornesgerichten
Mit Mördern und Wichten.
Die Mörder und Wichte, sie sollen verderben;
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Es kommen Dragoner, es kommen Ulanen,
Es flimmern die Lanzen, es flattern die Fahnen,
Deutschland, Deutschland!
Und wenn uns die Feinde mit Kugeln begaben
Und unter den Rossen die Reiter begraben,
Noch halten und haben
Ein Schwert und ein heilig Gelübde die Erben:
Für dich will ich leben, für dich will ich sterben,
Deutschland, Deutschland!

Fünf Gesänge

Von Rainer Maria Rilke

August 1914

1

Zum erstenmal seh ich dich aufstehn,
hörengesagter, fernster, unglaublicher Kriegs-Gott.
Wie so dicht zwischen die friedliche Frucht
furchtbares Handeln gesät war, plötzlich erwachsenes.
Gestern war es noch klein, bedurfte der Nahrung, manns-
hoch
steht es schon da: morgen
überwächst es den Mann. Denn der glühende Gott
reißt mit Einem das Wachstum
aus dem wurzelnden Volk, und die Ernte beginnt.
Menschlich hebt sich das Feld ins Menschengewitter. Der
Sommer
bleibt überholt zurück unter den Spielen der Flur.
Kinder bleiben, die spielenden, Greise, gedenkende,
und die vertrauenden Frauen. Blühender Linden
rührender Ruch durchtränkt den gemeinsamen Abschied,
und für Jahre hinaus behält es Bedeutung,
diesen zu atmen, diesen erfüllten Geruch.
Bräute gehen erwählter: als hätte nicht Einer
sich zu ihnen entschlossen, sondern das ganze
Volk sie zu fühlen bestimmt. Mit langsam ermessendem Blick
umfangen die Knaben den Jüngling, der schon hineinreicht
in die gewagtere Zukunft: ihn, der noch eben
hundert Stimmen vernahm, unwissend, welche im Recht sei,
wie erleichtert ihn jetzt der einige Ruf; denn was
wäre nicht Willkür neben der frohen, neben der sicheren Not?

Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft
nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht-Gott,
schleudert den Brand: und über dem Herzen voll Heimat
schreit, den er donnernd bewohnt, sein rötlicher Himmel.

2

Heil mir, daß ich Ergriffene sehe. Schon lange
war uns das Schauspiel nicht wahr,
und das erfundene Bild sprach nicht entscheidend uns an.
Geliebte, nun redet wie ein Seher die Zeit
blind, aus dem ältesten Geist.
Hört. Noch hörtet ihrs nie. Jetzt seid ihr die Bäume,
die die gewaltige Luft lauter und lauter durchrauscht;
über die ebenen Jahre stürmt sie herüber
aus der Väter Gefühl, aus höheren Taten, vom hohen
Heldengebirg, das nächstens im Neuschnee
eures freudigen Ruhms reiner, näher erglänzt.
Wie verwandelt sich nun die lebendige Landschaft: es wandert
würziger Jungwald dahin und ältere Stämme,
und das kürzliche Reis biegt sich den Ziehenden nach.
Einmal schon, da ihr gebart, empfandet ihr Trennung, Mütter, –
empfindet auch wieder das Glück, daß ihr die Gebenden seid.
Gebt wie Unendliche, gebt. Seid diesen treibenden Tagen
eine reiche Natur. Segnet die Söhne hinaus.
Und ihr Mädchen, gedenkt, daß sie euch lieben: in solchen
Herzen seid ihr gefühlt, so furchtbarer Andrang
ging, zur Milde verstellt, mit euch, Blumigen, um.
Vorsicht hielt euch zurück, nun dürft ihr unendlicher lieben,

sagenhaft Liebende sein wie die Mädchen der Vorzeit:
daß die Hoffende steht wie im hoffenden Garten,
daß die Weinende weint wie im Sternbild, das hoch
nach einer Weinenden heißt – – – – – – – – – – –
– –

3

Seit drei Tagen, was ists? Sing ich wirklich das Schrecknis,
wirklich den Gott, den ich als einen der frühern
nur noch erinnernden Götter ferne bewundernd geglaubt?
Wie ein vulkanischer Berg lag er im Weiten. Manchmal
flammend. Manchmal im Rauch. Traurig und göttlich.
Nur eine nahe vielleicht, ihm anliegende Ortschaft
bebte. Wir aber hoben die heile
Leyer anderen zu: welchen kommenden Göttern?
Und nun aufstand er: steht: höher
als stehende Türme, höher
als die geatmete Luft unseres sonstigen Tags.
Steht. Übersteht. Und wir? Glühen in Eines zusammen,
in ein neues Geschöpf, das er tödlich belebt.
So auch bin ich nicht mehr; aus dem gemeinsamen Herzen
schlägt das meine den Schlag, und der gemeinsame Mund
bricht den meinigen auf.
Dennoch es heult bei Nacht wie die Sirenen der Schiffe
in mir das Fragende, heult nach dem Weg, dem Weg.
Sieht ihn oben der Gott, hoch von der Schulter? Lodert
er als Leuchtturm hinaus einer ringenden Zukunft,
die uns lange gesucht? Ist er ein Wissender? Kann
er ein Wissender sein, dieser reißende Gott?
Da er doch alles Gewußte zerstört. Das lange, das liebreich,

unser vertraulich Gewußtes. Nun liegen die Häuser
nur noch wie Trümmer umher seines Tempels. Im Aufstehn
stieß er ihn höhnisch von sich und steht in die Himmel.
Eben noch Himmel des Sommers. Sommerhimmel. Des
Sommers
innige Himmel über den Bäumen und uns.
Jetzt: wer fühlt, wer erkennt ihre unendliche Hütung
über den Wiesen? Wer
starrte nicht fremdlings hinein?
Andere sind wir, ins Gleiche Geänderte: jedem
sprang in die plötzlich
nicht mehr seinige Brust meteorisch ein Herz.
Heiß, ein eisernes Herz aus eisernem Weltall.

4

Unser älteres Herz, ihr Freunde, wer vordenkts,
jenes vertraute, das uns noch gestern bewegt,
unwiederbringliche? Keiner
fühlt es wieder zurück, kein dann noch Seiender,
hinter der hohen Verwandlung.
Denn ein Herz der Zeit, einer immer noch unauf-
gelebten Vorzeit älteres Herz
hat das nahe verdrängt, das langsam andere,
unser errungenes. Und nun
endiget, Freunde, das plötzlich
zugemutete Herz, braucht das gewaltsame auf!
Rühmend: denn immer wars rühmlich,
nicht in der Vorsicht einzelner Sorge zu sein, sondern in
einem
wagenden Geiste, sondern in herrlich

gefühlter Gefahr, heilig gemeinsam. Gleich hoch
steht das Leben im Feld in den zahllosen Männern, und
mitten in jedem
tritt ein gefürsteter Tod auf den erkühntesten Platz.
Aber im Rühmen, o Freunde, rühmet den Schmerz auch,
rühmt ohne Wehleid den Schmerz, daß wir die Künftigen nicht
waren, sondern verwandter
allem Vergangenen noch: rühmt es und klagt.
Sei euch die Klage nicht schmählich. Klaget. Wahr erst
wird das unkenntliche, das
keinem begreifliche Schicksal,
wenn ihr es maßlos beklagt und dennoch das maßlos,
dieses beklagteste, seht: wie ersehntes begeht.

5

Auf, und schreckt den schrecklichen Gott! Bestürzt ihn.
Kampf-Lust hat ihn vorzeiten verwöhnt. Nun dränge der
Schmerz euch,
dränge ein neuer, verwunderter Kampf-Schmerz
euch seinem Zorne zuvor.
Wenn schon ein Blut euch bezwingt, ein hoch von den Vätern
kommendes Blut: so sei das Gemüt doch
immer noch euer. Ahmt nicht
Früherem nach, Einstigem. Prüfet,
ob ihr nicht Schmerz seid. Handelnder Schmerz. Der Schmerz
hat
auch seine Jubel. O, und dann wirft sich die Fahne
über euch auf, im Wind, der vom Feind kommt!
Welche? Des Schmerzes. Die Fahne des Schmerzes. Das
schwere

schlagende Schmerztuch. Jeder von euch hat sein schweißend
notfhaft heißes Gesicht mit ihr getrocknet. Euer
aller Gesicht dringt dort zu Zügen zusamm.
Zügen der Zukunft vielleicht. Daß sich der Haß nicht
dauernd drin hielte. Sondern ein Staunen, sondern entschlossener Schmerz,
sondern der herrliche Zorn, daß euch die Völker,
diese blinden umher, plötzlich im Einsehn gestört;
sie –, aus denen ihr ernst, wie aus Luft und aus Bergwerk,
Atem und Erde gewannt. Denn zu begreifen,
denn zu lernen und vieles in Ehren
innen zu halten, auch Fremdes, war euch gefühlter Beruf.
Nun seid ihr aufs Eigne wieder beschränkt. Doch größer
ist es geworden. Wenns auch nicht Welt ist, bei weitem, –
nehmt es wie Welt! Und gebrauchts wie den Spiegel,
welcher die Sonne umfaßt und in sich die Sonne
wider die Irrenden kehrt. (Euer eigenes Irrn
brenne im schmerzhaften auf, im schrecklichen Herzen.)

Zwei Kriegsgedichte

Von Albrecht Schaeffer

*

Der letzte Waffengang

Noch gedankenvoll in Träumen
Und Choräle schön im Blute
Dieser deutsche Genius ruhte
Trunken in der Dämmerung,
Während aus den untern Räumen
Ein Gestampf ihm drang zum Herzen:

Stählern, ledern, kupfern, erzen,
Kolbenstoß und Räderschwung.

Göttlich stiegen da Visionen:
Ganzem Erdenball zu dienen,
Elixire und Maschinen,
Menschenflug und Mordgeschoß,
Und der Dunst der wärmern Zonen,
Dienstbereit mit Früchten, Waren,
O Triumf, dich zu befahren,
Rollender Okeanos!

Aber höher, sichrer, klarer
Aus dem Labyrinth des Segens,
Hundertfachen Kraftbewegens,
Stiegst du, Traum, jahrtausendalt,
Schon dem Ärmsten wunderbarer,
Schon dem Tiefsten näher, fester,
Ewige Hoffnung, Himmelsschwester,
Friede, süße Lichtgestalt. –

Nicht die Untat eines Serben,
Keines Russen oder Franken
Hahnensporn und Bärenpranken,
Keines Engelländers Stich
Brachten diesem Traum Verderben, –
Höhre Macht aus andern Weiten,
Schicksal schrie aus Ewigkeiten,
Schicksal rief und weckte dich.

Und mit langem, schwerem Zittern
Genius, Genius, riesenhafter,

Ausgeschlafner, unerschlaffter,
Wachtest, blicktest, ragst du da,
Haupt umwölkt von Ungewittern,
Aug voll ungeheuren Zornes,
Überm Rauschen deines Kornes,
Alter Heros, Josua.

Und die Panzerhand erhoben,
„Zeit, steh still an deinen Pfosten!“
Brülltest du nach West und Osten,
„Zeit, steh still! ich will! du sollst!“
Schwerter! Schwerter! ich will toben,
Großer Holmgang ist zu gehen,
Zeit, ich schreie, du sollst stehen,
Bis du dann durch Frieden rollst!

Seht, da kams nach letztem Zaudern,
Überirdisch kam ein Schweigen,
Und dann sahn wir es mit Schaudern;
Aus dem leeren Ziffernreigen
Zeiger fiel und Schattenspur. –
Friedenszeit mit ihren Schätzen
Wartet auf des Holmgangs Ende,
Daß des Götterlieblings Hände
Groß den goldnen Zeiger setzen
In die alte Sonnenuhr.

Die Toten von Dieuze

Sie liegen nun, nach friedlichen Gesetzen,
Den vorgeschriebenen, beieinander da

An ihren großen, stillen Einkehrplätzen,
Zusammen Freund und Feinde warm und nah.

Gehüllt in ihre Zeltbahn, graue Puppen,
Bedeckt mit Erde, in der warmen Nacht,
Wo unter Sternen fern die großen Kuppen
Des Wasgauwaldes halten dunkel Wacht.

Noch einmal aber wandert durch die Äcker
Noch der Versöhnung wunderbarer Geist,
Der in der stillen Nacht, ein magischer Wecker,
Die Müdgewordenen zu wachen heißt.

Da finden sie sich träumerisch beisammen
Auf ihren Hügeln, sich erkennend halb,
Sie blicken trüb und sehen fern die Flammen
Der brennenden Dörfer, düster, rot und falb.

Aus der Unendlichkeit noch tief herüber
Der Nachhut Hörner dröhnen starken Schrei ...
Die einen weinen da und sehen trüber ...
Am schwarzen Waldrand klirrts von Reiterei ...

Der Rosse Schatten und der kleinen Fahnen
Im dünnen Mondlicht ziehn vorüber dort ...
Sie hüllen fröstelnd sich in ihre Bahnen
Und schaun und schaun, – und plötzlich ist es fort.

O Schweigen in der Nacht, wo lautlos ferne
Die roten Gluten langsam sich verziehn
Und unterm Glanz der unberührten Sterne
Entschweben sanft die Schlachtenmelodien.

Die Toten auf den Gräbern, nachtumwittert,
Sie stehen aufrecht jetzt und Hand in Hand,
Und eine letzte bittre Sehnsucht zittert
Durch ihre Glieder, schwer von Gram umspannt:

Der Hörner fern verstummende Signale,
Der Donner fern entschwundner Reiterei
Umkrampft ihr wildes Herz zum letzten Male:
O Schlacht, o Schlacht! und wir nicht mehr dabei...

Die Sterne bleichen schon. Der Frühwind schaudert
Über das Feld. Die Gräber liegen leer;
Der Letzte ruht, der seufzend noch gezaudert,
Sie schlafen all; die Erde ist nicht schwer.

Sie schlafen leicht, für schweren Tod vergütet,
Sie schlafen tief, o tief zur Ruh gebracht,
Sie schlafen gut und friedevoll, behütet
Von deutschen Bergen in der deutschen Nacht.

Aus der Germania des Tacitus

Das Volk der Germanen scheint mir ureingeboren zu sein und ganz und gar nicht berührt durch Zuzug oder Aufnahme aus fremden Stämmen. Denn nicht zu Lande, sondern auf vielen Schiffen kamen in der Urzeit die Wanderer, die einen neuen Wohnsitz suchten; und ins unermeßliche Meer dort droben, in eine, ich möchte sagen andere Welt gelangen Fahrzeuge aus unserem Erdkreis kaum. Und wer hätte denn auch, ungerechnet die Gefahr auf dem schauerlichen, unbekannten Meere, Asien, Afrika oder Italien verlassen und nach Germanien ziehen mögen, in ein ungestaltes Land unter

rauhem Himmel, wüst zu bewohnen und anzuschauen für alle, die da nicht heimisch sind?

*

Es heißt, daß Herkules bei ihnen gewesen sei, und sie singen von ihm als dem ersten aller Tapferen, wenn sie in den Kampf ziehen. Noch eine Art Schlachtgesang haben sie, dessen Vortrag, barditus genannt, sie befeuert, ja den Ausgang der kommenden Schlacht in dem bloßen Klang ahnen läßt; denn sie schrecken oder erschrecken selbst, je nachdem es durch die Reihen dröhnt, gleich als wäre das nicht so sehr der Hall ihrer Stimmen als ihres Heldenmuts. Ein gewollt rauher Schall, ein jäh abbrechendes Brausen entsteht, wenn sie die Schilde vor den Mund halten, daß die Stimme rückprallend noch voller und tiefer schwelle.

*

Eisen haben sie nicht allzuviel, wie ihre Waffen zum Angriff zeigen. Wenige führen Schwerter oder längere Spieße; meist brauchen sie Speere (wie sie sagen, Framen) mit schmaler, kurzer Eisenspitze, aber so scharf und so handlich, daß sie dieselbe Waffe, je nach Bedürfnis, im Nah- wie im Fernkampf verwenden können. Der Reiter begnügt sich mit Schild und Frame, das Fußvolk schleudert auch Geschosse, jeder gleich mehrere, und wirft, nackt oder nur im leichten Mantel, unglaublich weit. Ihre Rüstung prunkt nicht; nur die Schilde bemalen sie unterschiedlich mit den buntesten Farben. Panzer haben sie kaum, Helme aus Erz oder Leder nur einer und der andere. Die Pferde sind nicht durch Schönheit, nicht durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sie werden auch nicht wie bei uns zu vielerlei Wendungen abgerichtet: man treibt sie geradeaus oder schwenkt nur ein-

mal nach rechts, in streng geschlossener Linie, so daß niemand zurückbleibt. Im ganzen ruht die größere Kraft im Fußvolk; darum streitet auch eine gemischte Schar, in der sich hurtiges Fußvolk, aus der gesamten Jungmannschaft erlesen, dem Reiterkampf schmiegsam anpaßt, vor der übrigen Hauptmacht. Auch ihre Zahl ist bestimmt: es sind ihrer hundert aus jedem Gau, und Hunderter heißen sie bei den Ihren. Was also zuerst Zahl war, ist nun Name und Ehrenname geworden.

Die Hauptmacht wird in Keilform aufgestellt. Vom Platze weichen gilt, wenn man nur wieder vordringt, eher für klug und nicht als Feigheit. Ihre Verwundeten bringen sie auch in bedenklichen Kämpfen in Sicherheit. Den Schild im Stiche zu lassen, ist der ärgste Frevel. Ein derart Ehrloser darf nicht mit opfern noch mit raten. Und schon mancher, der im Kriege davonkam, hat seine Schmach mit einer Schlinge beendet.

*

Sie nehmen Bilder und gewisse Götterzeichen aus den Hainen in die Schlacht mit, und ein besonders wirksamer Anreiz zur Tapferkeit ist es, daß nicht ein Ungefähr, nicht irgendeine Zusammenrottung Geschwader und Keile entstehen läßt, sondern daß Familien und Sippen zusammenhalten. Dann sind auch für jeden seine Lieben ganz nahe, und da hört er das schrille Geschrei der Frauen, das Wimmern der Kinder. Hier hat er die heiligsten Zeugen, hier das lauteste Lob: zur Mutter, zur Gemahlin kommt er mit seinen Wunden, und die schrecken nicht zurück, zählen und prüfen sie ihm und bringen den Kämpfern Speise und Zuspruch.

*

Es ist uns überliefert, daß Frauen, mehr als einmal, schon wankende und weichende Reihen durch ihr unablässiges

Flehen, die Brüste entblößend und auf die drohende Gefangenschaft deutend, wiederhergestellt haben. Denn ihre Frauen gefangen zu denken, ist ihnen ganz unerträglich, und das geht so weit, daß Völkerschaften, die unter ihren Geiseln auch adlige Mädchen stellen müssen, wirksamer gebunden sind. Ja, sie schreiben den Frauen etwas Heiliges, Seherisches zu und verschmähen nicht ihren Rat, überhören nicht ihren Bescheid.

*

Dann gibt es eine Art Schicksalserforschung, durch die sie den Ausgang schwerer Kriege erfahren wollen. Aus dem Volk ihrer Gegner stellen sie einen Gefangenen, den sie irgendwie aufgegriffen haben, einem auserlesenen Kämpfer des eigenen Volkes gegenüber, jeden mit seinen heimischen Waffen: der Sieg des einen wie des anderen gilt als Vorbedeutung.

*

Kommt es zum Kampf, so ist es ein Schimpf für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, ein Schimpf fürs Gefolge, es der Tapferkeit des Führers nicht gleichzutun. Höchste Schmach und Schande vollends ist es für das ganze Leben, ohne den Herrn lebend vom Kampffeld zu weichen: ihn zu verteidigen, ihn zu behüten, ja die eigene Heldentat seinem Ruhm zuzurechnen, ist vornehmste Eidespflicht. Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolg für den Fürsten.

Wenn ihre Heimat in langem, müßigem Frieden verkommt, dann ziehen adlige Jünglinge oft auf eigene Faust hinaus zu anderen Völkern, die gerade Krieg führen. Denn ein ruhiges Leben gefällt diesem Volke nicht, in der Gefahr finden sie leichter Ruhm, und man kann auch ein großes

Gefolge nur durch Gewalt und Krieg erhalten; heischen doch die Mannen von der Milde des Fürsten das Streitroß und die blutige, siegbewährte Frame. Auch ersetzt ja die Speisung und grobe, aber reichlich ausgerichtete Bewirtung den Sold: solcher Freigebigkeit schafft Krieg und Raub die Mittel. Den Acker zu pflügen und die Jahreszeit abzuwarten, würde sie keiner so leicht überreden; viel eher den Feind zu fordern und sich Wunden zu holen. Ja, es dünkt ihnen wohl faul und schlapp, im Schweiß zu erarbeiten, was mit Blut zu gewinnen wäre.

*

Ihre Leichenbegängnisse wollen nicht prunken: nur darauf wird geachtet, daß man die Reste bedeutender Männer mit Holz von bestimmten Arten verbrenne. Auf den Holzstoß häufen sie nicht Teppiche noch Räucherwerk; immer werden die Waffen, zuweilen auch das Streitroß ins Feuer mitgegeben. Ein Rasenhügel bildet das Grab. Ragender Denkmäler kunstreiche Pracht verschmähen sie, als drückend für die Verstorbenen. Von Klagen und Tränen lassen sie bald, von Schmerz und Wehmut lange nicht. Frauen ziemt Trauer, Männern Erinnerung.

Geschichten von Karl dem Großen

Von Notker dem Stammler

1

Als nach dem Tode des siegreichen Pippin die Langobarden wieder häufig Rom beunruhigten, machte sich der niebesiegte Karl unverdrossen auf den Weg nach Italien, so sehr er auch noch diesseits der Alpen zu tun hatte. Und wirklich unterwarf er in einem unblutigen Krieg die Lango-

barden, oder sie demütigten sich freiwillig in seine Knechtschaft. Der Sicherheit halber, damit sie sich nicht gelegentlich vom Frankenreiche lösten oder das Land des heiligen Petrus irgendwie antasteten, nahm er die Tochter des Langobardenfürsten Desiderius zur Frau.

Sie hatte Karl bald darauf, da sie kränklich und zur Fortpflanzung seines Geschlechts untauglich war, nach dem Rate der heiligen Priester verlassen wie eine Tote. Ihr Vater wurde darob zornig, verbündete sich seine Untertanen durch einen Eid, verschanzte sich selbst in den Mauern Pavias und wollte wieder mit dem unbesieglichen Karl Krieg anfangen.

Zufällig war ein paar Jahre früher einer der ersten Großen namens Otker beim schrecklichen Kaiser in Ungnade gefallen und zu Desiderius geflohen. Als sie nun die Nähe des furchtbaren Karl vernahmen, stiegen sie auf den höchsten Turm, von wo sie weit und breit sein Kommen sehen konnten.

Als der Troß sich näherte, der stattlicher war als der des Darius oder Cäsars, fragte Desiderius den Otker: „Ist Karl bei diesem großen Heer?“ Aber jener entgegnete: „Nein, noch nicht!“

Wie er nun das Fußvolk, aus dem ganzen weiten Reich versammelt, anrücken sah, meinte er bestimmt zu Otker: „Gewiß reitet Karl unter diesen Truppen?“ – antwortete Otker: „Nein, immer noch nicht!“

Da wurde er allmählich unruhig und sprach: „Was sollen wir denn tun, wenn noch mehr mit ihm kommen?“ – sprach Otker: „Du wirst schon sehen, wie er ankommt. Was aber mit uns geschehen wird, weiß ich nicht.“

Und siehe: als sie so redeten, zeigten sich ihnen alle seine Beamten und Diener, die immer geschäftigen. Da Desiderius sie sah, stutzte er wieder und sprach: „Das ist Karl!“ und Otker: „Nein, nein, immer noch nicht!“ Danach sahen sie die Bischöfe, Äbte, Geistlichen und Kapläne mit ihren Begleitern. Bei ihrem Anblick stammelte der Fürst, schon dem Lichte abgeneigt und nach dem Tode verlangend, unter Schluchzen nur mit Mühe: „Laß uns hinuntersteigen und uns vor dem Antlitz dieses fürchterlichen und drohenden Feindes unter die Erde verstecken!“ worauf Otker, der des unvergleichlichen Karl Macht und Rüstung von damals wohl kannte und in besseren Zeiten damit vertraut gewesen war, bangen Muts entgegnete: „Wenn du auf den Feldern eine eiserne Saat starren siehst und Po und Tessin mit eisenschwarzen Meeresfluten die Mauern der Stadt überschwemmen, dann können wir hoffen, daß Karl kommt.“

Er hatte das noch nicht zu Ende gesprochen, als zuerst im Westen und Norden es sich wie eine finstere Wolke zu zeigen begann, die den hellsten Tag in schauerliche Schatten hüllt.

Und als der Kaiser näher und näher kam, ging von dem Glanz der Waffen den Eingeschlossenen ein Tag auf, dunkler als alle Nacht. Da sah man auch ihn, den eisernen Karl, eisern behelmt, mit eisernen Ärmeln bewehrt, die eiserne Brust und die breiten Schultern eisern gepanzert. Die eiserne Lanze hoch aufgereckt hielt seine Linke umschlossen, denn die Rechte war stets bereit für den siegreichen Stahl. Die Außenseite seiner Hüften, die man sonst frei läßt, um leichter aufsitzen zu können, war bei ihm mit dünnen eisernen Schuppen bedeckt. Von den Beinschienen brauche ich nichts zu sagen, sie waren ja im ganzen Heere aus Eisen gebräuch-

lich. An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Roß erglänzte eisern wider von Farbe und stolzem Mut.

Solche Rüstung trugen alle, die ihm voraufzogen, alle zu seiner Seite und alle, die ihm folgten, und der ganze Heereszug war insgemein so gewappnet wie er.

Eisen füllte die Felder und Wege, der Sonne Strahlen wurden zurückgeworfen von dem blinkenden Eisen. Dem starren Eisen bezeugte das Volk todesstarr geziemende Ehre: bis tief unter die Erde drang das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen. „Das Eisen, wehe, das Eisen!" so tönte das Geschrei der Bürger durcheinander. Vor dem Eisen erbebten die festen Mauern, und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Männer.

Dies alles also, das ich, der Stotterer und Zahnlose, gar nicht, wie ich eigentlich sollte, versucht habe, auf weitem Umweg zu schildern, erfaßte der Späher Otker mit einem Blick und sprach zu Desiderius die Wahrheit: „Siehe, da hast du Karl, den du so sehr suchtest!" Bei diesen Worten sank er fast entseelt zusammen.

2

Im Sachsenkrieg war Karl einmal persönlich im Kampf tätig, da sah er zwei einfache Kriegsleute – ich würde ihre Namen nennen, wenn ich nicht den Schein, anmaßend zu tun, vermeiden wollte – ihre Schilde zu einem Dach zusammenrücken und darunter eifrig die Mauern und Wälle der stark befestigten Stadt zerstören.

Gerecht, wie er war, machte er den einen von ihnen mit Zustimmung seines Herrn Gerold zum Befehlshaber zwischen dem Rhein und den italienischen Alpen, den andern beschenkte er reichlich mit Landgütern.

Es traf sich auch, daß Karl auf einer Reise einmal unverhofft in eine Küstenstadt des narbonnensischen Galliens kam. In diesen Hafen kamen normannische Kundschafter auf ihrer Raubfahrt gerade, als Karl zu Tische saß, was sie natürlich nicht vermuteten.

Als man die Schiffe sah und die einen sagten, es seien jüdische, andere, es seien afrikanische oder auch britische Kauffahrer, erkannte der weise Karl gleich an der Ausrüstung der Schiffe und ihrer Schnelligkeit, daß es nicht Kauffahrer, sondern Feinde waren, und sprach zu seinen Leuten: „Diese Schiffe sind nicht vollgestopft mit Waren, nein, sie sind mit schlimmen Feinden trächtig." Kaum hatten sie das vernommen, als sie, einer den andern überholend, eiligst zu den Schiffen rannten. Aber vergebens. Denn als die Normannen erfuhren, Karl, „der Hammer", wie sie ihn nannten, sei dort, da mieden sie, damit nicht alle ihre Waffen an ihm stumpf würden oder in die allerkleinsten Stücke zerbrächen, in toller Flucht nicht nur die Schwerter ihrer Verfolger, sondern sogar ihre Blicke.

Der fromme Karl aber, gerecht und gottesfürchtig, stand vom Tische auf und stellte sich ans Fenster nach Osten hin und weinte lange und schwer, und da niemand zu ihm zu sprechen wagte, gab er endlich seinen Kriegern und Helden Rechenschaft über dieses sein Gebaren und sein Weinen: „Wißt ihr, meine Getreuen, warum ich so sehr weinte? Nicht darum habe ich Angst, daß diese Nullen und Nichtse mir etwas zu schaden vermögen. Sondern das macht mich so traurig, daß sie es gewagt haben, zu meinen Lebzeiten noch diese Küste anzurühren, und am allerbittersten ist mir,

weil ich ahne, wieviel Unglück sie über meine Nachkommen und ihre Untertanen bringen werden."

Ein Lied Herrn Walthers von der Vogelweide

Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich.
allez daz ihr habet vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
Ich wil aber miete:
wirt min lôn iht guot,
ich sag iu vil lîhte daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.

Ich wil tiutschen frouwen sagen
solhiu mære daz sie deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wold' ich ze lône?
sie sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite sie nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolte fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiutschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz und lîp,
sam mir got, sô swúere ich wol daz hie diu wîp
bezzer sint dann ander frouwen.

Tiutsche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer sie schiltet, der'st betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wúnne vil.
lange múeze ich leben dar inne!

Paul Beneke von Danzig (1473)

Nach der Chronik des Reimar Kock erzählt von Gustav Freytag

Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche Tat getan und ein kühnes, unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre antun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen

großen Mutwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterstädte genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß, wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh tat, als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes“ heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rat von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und setzte einen Ratmann darauf als Hauptmann. Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Ratmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Ratmann über Land und nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten

Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten sie Welsche und Florentiner darauf gesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen, die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und frug, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte die Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Torheit, daß der Deutsche aus seinem Schiffe dem Welschen

in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht wert, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeitlang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hirut werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffsmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: Das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Mut unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach, hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch

gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehn, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehn und unser Lebtag uns gut tun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: So soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören?"

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen; daß wir eine Wendung getan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitierlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffsleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schif-

fer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Mut, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffsvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Wert, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zuteil werden, denn sie wußten, daß ein Rat von Danzig als Reeder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht, seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so

konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute teilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rat von Stade, denn ein Rat von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt, mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da, um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es getan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern tun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid

erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Ware zurückforderte, die in seinem Fahrwasser und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk teilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rates zu Danzig empfing, die andere Hälfte teilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rat nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rat von Danzig, dieses Inhalts: Er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Not gebrauchen könnten. – Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein



Jan Peeters (?): Das Verbrennen der englischen Flotte vor Chatham am 20. Juni 1667



Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10000 Pfd. Sterling, d. i. 60000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

Lieder der Landsknechte

1

Der in Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräulein,
Ein langen Spieß, ein kurzen Degen.
Ein Herren wöll wir suchen,
Der uns Geld und Bscheid soll geben.

Und geit er uns dann kein Geld nit,
Leit uns nit viel daran,
So laufen wir durch die Wälde,
Kein Hunger stoßt uns nit an:
Der Hühner, der Gäns hab wir soviel,
Das Wasser aus dem Brunnen
Trinkt der Landsknecht, wenn er will.

Und wird mir dann geschossen
Ein Flügel von meinem Leib,
So darf ichs niemand klagen,
Es schadt mir nit ein Meit
Und nit ein Kreuz an meinem Leib.
Das Geld wöll wir verdemmen,
Das der Schweizer um Händschuch geit.

Und wird mir dann geschossen
Ein Schenkel von meinem Leib,
So tu ichs nacher kriechen,
Es schadt mir nit ein Meit.
Ein hülzene Stelzen ist mir gerecht,
Ja, eh das Jahr herumme kummt,
Gib ichs ein Spittelknecht.

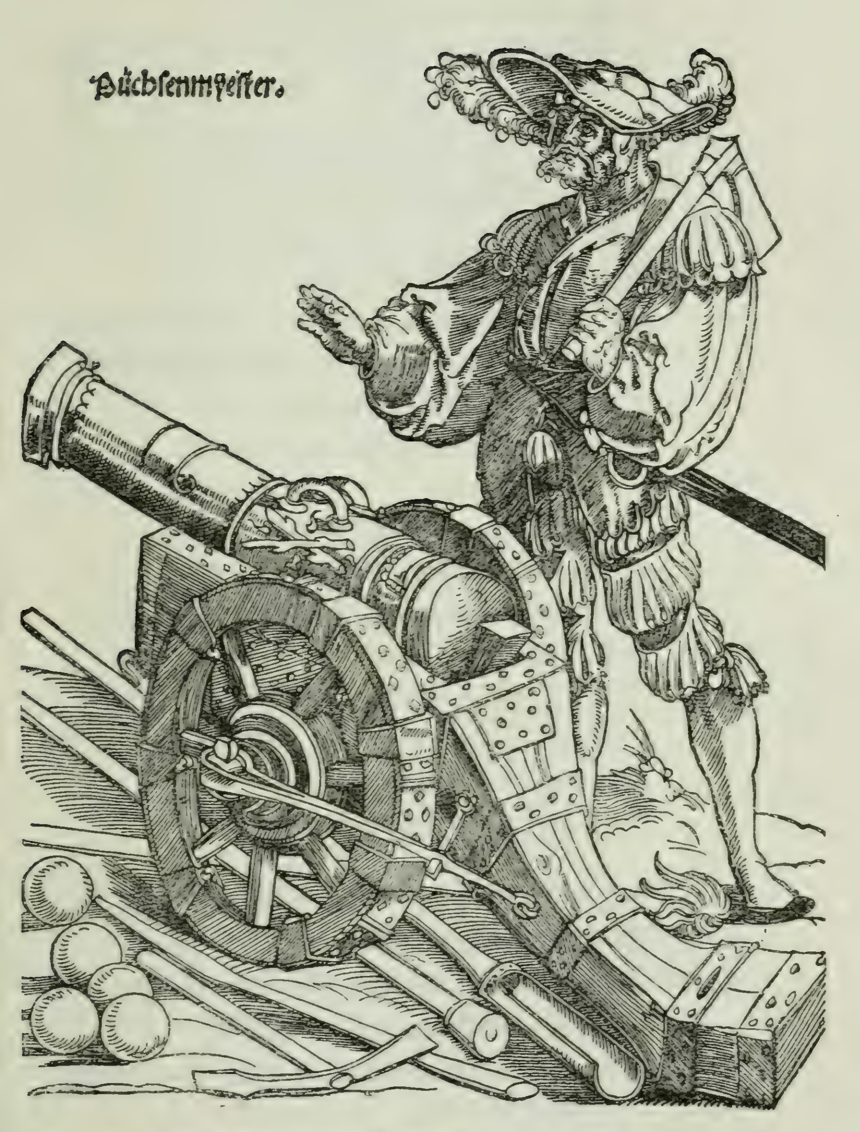
Ei wird ichs dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlägt man mir den Bummerleinbum,
Der ist mir neunmal lieber
Denn aller Pfaffen Gebrumm.

Der uns das Liedlein neus gesang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat getan ein Landsknecht:
Gott geb ihm ein fein gut Jahr!
Er singt uns das, er singt uns mehr;
Er muß mir noch wohl werden,
Der mirs Glag bezahlen muß.

Um 1515

2

Unser liebe Fraue
Vom kalten Brunnen
Bescher uns armen Landsknechten
Ein warme Sunnen,
Daß wir nit erfrieren!



Holzschnitt eines unbekannten Meisters

Wohl in des Wirtes Haus
Trag wir ein vollen Säckel
Und einen leeren wieder aus. 1556

3

Wohlauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich, seid guter Ding!
Wir loben Gott den Herren,
Darzu den edlen Köning:
Er legt uns einen gewaltigen Haufen ins Feld,
Es soll kein Landsknecht trauren um Geld,
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stübern und Sonnenkronen.

Der Herzog aus Burgunde,
Derselbig treulose Mann,
Wollt uns den edlen Franzosen
Schändlich verraten han.
Das schaffet Gott durch seine Güt,
Gott wöll uns den edlen König behüt!
Er ist ein edler Herre,
Wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim Bauren muß ich dreschen,
Muß essen saure Milch;
Beim König trag ich die volle Fläschen,
Beim Bauren ein groben Zwilch;
Beim König tritt ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adelischen Sitten.

Es soll kein Landsknecht garten
Für eines Bauren Haus,
Denn er muß rotten und hacken,
Daß ihm der Schweiß bricht aus,
Darzu das Mark in seim Gebein;
Viel lieber dient ich dem König allein,
Denn einem reichen Bauren,
Er gibt uns das Geld mit Trauren.

Der uns dies neue Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat getan ein Landsknecht gut,
Ist glegen vor mancher Stadt,
In mancher Feldschlacht ist er gewesen;
In vielen Stürmen hat er genesen,
Dem edlen König zu Ehren,
Sein Lob ist weit und ferne.

Um 1560

Drei Epigramme

Von Ulrich von Hutten

1512

*

Der deutsche Adler

Seht den gewaltigen Aar, der jetzt unblutig und friedsam
Tag' und Jahre sich halb schlafend in Ruhe gewiegt.
Aber es greif ihn einer nur an und störe die Rast ihm:
Sterben will ich, wofern der sich nicht übel getan.
Nein, kein Schlummer ist dies, aus dem kein Erwachen es gäbe:
Oft schon hat er, gereizt, auf aus der Ruh sich gerafft;
Und entschwingt er dem Boden sich kühn in die offenen Lüfte,
Wehe, wie breitet er dann Schrecken und Furcht um sich her.

Auf die Franzosen,
als sie dem Kaiser die Flucht andichteten

Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir
Freuden,
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh es so schlimm.
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Kaiser indes Taten um Taten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rück-
zug,
Während mit Siegergewalt er dich im Nacken bedrängt.

*

Der gezauste Hahn

Warum flieht mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder
Jetzo der Hahn, noch jüngst Schrecken der Vögel, umher?
Darum weil er dem Frieden den Streit vorzog und den
Kriegslärm,
Über den Adler hinaus keck sich zu schwingen bedacht.
Doch der merkte den Trug, und nachdem schon viel er ertragen,
Setzt er sich, endlich ergrimmt, scharf mit den Krallen zur
Wehr.
Wer den, der ihm ein Freund sein wollte, sich lieber zum
Feind macht,
Gehts dem schlecht, so bezeugt jeder: ihm ward nur sein Recht.

Aus dem Lateinischen von D. F. Strauß. 1870

Der 46. Psalm: Deus noster refugium et virtus

Von Dr. Martin Luther

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.

Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind,
Mit Ernst ers jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seins gleichen.

Mit unser Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbs erkoren.
Fragst du, wer der ist,
Er heißt Jesu Christ,
Der Herr Zebaoth
Und ist kein ander Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht zu sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie saur er sich stellt,
Tut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan

Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie habens kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ein geistlich Bittlied um den Frieden

Von Caspar Querhammer

Ewiger Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden in unsern Tagen,
Daß wir lieben einmütiglich
Und stets nach deim Willen fragen.
Denn, Herr, es ist kein ander Gott,
Der für uns streitet in der Not,
Dann du, unser Gott, alleine.

Gütiger Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden in unserm Leben,
Verleih uns dein Hilf gnädiglich,
Den Feinden zu widerstreben.
Denn niemand ist in dieser Welt,
Der Frieden gibt und Sieg erhält,
Dann du, unser Gott, alleine.

Gnädiger Gott, wir bitten dich,
Laß uns in dem Frieden sterben,
Erzeig dich uns ganz väterlich,
Daß wir endlich nicht verderben:
Durch Jesum Christum, unsern Herrn,

Im Heilgen Geist wir das begehrn
Von dir, unserm Gott, alleine.

Einiger Gott, wir bitten dich,
Du wöllest das nit sehen an,
Daß wir also vielfältiglich
Den Unfrieden verschuldet han.
Mach uns von allen Sünden rein,
So würd das Herz recht friedlich sein
In dir, unserm Gott, alleine.

Starker Herr Gott, wir bitten dich,
Gib Frieden unserm Herzen,
Gib Fried hie und dort ewiglich
Wider die höllischen Schmerzen:
Gib uns herzliche Einigkeit
Und die ewige Seligkeit,
Welche in dir steht alleine.

Um 1535

Der Friede

Aus dem Großen Krieg von Ricarda Huch

Am Ostermorgen des Jahres 1650 brannte die Sonne nicht wie ein Freudenfeuer; sondern wie die Flamme eines Leuchtturmes an der Küste eines wilden Meeres, das Nebel umwogen, schimmerte sie verhüllt durch schweres Frühlingsgewölk. Der Pfarrer des Dorfes, Christian Hohburg, wohnte mit seiner Tochter und ihrem kleinen Kinde bei einem Bauern, weil das Pfarrhaus abgebrannt und noch nicht wieder aufgebaut war, und befand sich im Hofe, wie

die übrigen mit der Fütterung des Viehs beschäftigt. Er band eine Ziege an einen Zaunpfahl, rüttelte daran, und da er ihn locker fand, machte er den Strick wieder los und knüpfte ihn an einen Apfelbaum; dann winkte er dem Sohne des Bauern, damit er ihm behilflich wäre, den Pfahl besser zu befestigen. Am besten wäre es, den morschen ganz zu entfernen und einen neuen einzuschlagen, sagte der hinzutretende Bauer, und wie er über den Zaun hinweg in die wellige Ebene hinuntersah, unterbrach er sich, hielt die Hand über die Augen und sagte, er sehe etwas Schwarzes am Horizonte, das sich bewegte. Wenn der Frieden nicht ausgerufen wäre, würde er es für Soldaten halten.

Da der Pfarrer es auch sehen wollte und fragte, wo es wäre, erklärte der Bauer, er müsse gerade über die Wüste hinübersehen, wo vor der Schlacht bei Lutter das Dorf gewesen wäre.

Die Tochter des Pfarrers, die zur Zeit jener Schlacht noch nicht gelebt hatte, erkundigte sich, was es mit dem Dorf und der Schlacht für eine Bewandtnis habe; worauf der Bauer davon erzählte, und daß dort, wo man den großen Steinhaufen erkennen könnte, die Mühle gestanden hätte. Sie könne übrigens den alten Schuhflicker ausfragen, der ehemals in jenem Dorf ein wohlhabender Bauer gewesen wäre und eine Frau und schöne Kinder gehabt hätte. Er habe aber nur eins davongebracht, und das sei bei der Flucht aus dem brennenden Dorfe stumm und närrisch geworden.

Der Schuhflicker erzählte auch, fügte die Bäuerin hinzu, daß irgendwo drüben auf dem wüsten Fleck ein Schatz vergraben sei; denn mehrere fliehende Offiziere hätten ihre Beute, eine unermeßliche Menge von Gold, Silber und Kostbarkeiten, in einem Stalle vergraben, in der Meinung,

sie nach beendigter Schlacht zu holen, wären aber gefallen und niemals wiedergekommen.

Warum denn der Schuhflicker den Schatz nicht ausgegraben hätte? fragte der Pfarrer. Der arme Mann werde ihn wohl brauchen können.

Er habe es oft und oft versucht, sagte der junge Bursche, aber er habe die Stelle nicht mehr finden können.

Die Bäuerin blickte besorgt auf ihren Sohn und sagte, sie wisse wohl, mit was für Gedanken er sich trage, sie wolle es aber nicht leiden; die Schatzgräberei sei etwas Teuflisches, und der Mensch solle nicht durch schwarze Kunst reich werden.

Nun, meinte der Pfarrer, etwas ausgraben, was ein anderer eingegraben hätte, sei natürlich und habe nichts mit dem Teufel zu schaffen. Aber er sei der Meinung, man vergeude wohl nur Zeit und Kraft damit und tue besser, die Erde nach der Frucht umzugraben, die man selbst gesät habe und die Gott wachsen lasse.

Die Pfarrerstochter, eine schlanke, braune, mädchenhafte Frau, die während des Gespräches träumerisch nach den Trümmern des verschwundenen Dorfes hinübergesehen hatte, warf verstohlen einen schnellen, lachenden Blick auf den jungen Burschen, als ob sie doch Lust zu dem Abenteuer hätte und sich mit ihm dazu verabreden wollte.

Als die Stunde zum Gottesdienst kam, begab sich der Pfarrer mit seiner kleinen Gemeinde auf den Kirchhof, der die Kirche umgab. Während des Krieges hatte sich dort einmal eine Abteilung Soldaten verschanzt, und die Kirche war bei diesem Kampfe zerschossen, verbrannt, verwüstet und ausgeraubt worden. Die Armut der Gemeinde hatte den Schaden noch nicht ersetzen können, und so fand es der

Pfarrer schicklicher, die Osterfeier im Freien vor der Kirche zu begehen, da das Wetter gut war. Er hatte einen Tisch auf den Kirchhof gebracht und zur Feier des heiligen Abendmahles einen Laib Brot und einen Krug Wein bereitgestellt; von dem dazu bestimmten kirchlichen Gerät war nichts mehr vorhanden.

Der Pfarrer, der zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre stand, dem aber Sorgen und Kämpfe aller Art hart zugesetzt hatten, musterte seine Zuhörer, richtete sich gerade auf und begann seine Rede.

„Ihr seid alle arm", sagte er, „und habt viel gelitten; aber gebt euch nicht der Trübsinnigkeit hin, denn heute ist der Tag der Auferstehung, ein Freudentag. Es ist der Tag, da es im Grabe des Herrn der Welt leise donnerte wie in einem vulkanischen Berge, da der heilige, gemarterte Leib, herausgeschleudert wie ein feuriges Schwert, den Grabdeckel zur Seite warf, die Luft durchschnitt und in den Wolken verschwand. Auch unser geliebtes deutsches Vaterland ist verhöhnt, gegeißelt und ans Kreuz geschlagen worden und liegt nun begraben; möge es unten im Krater der Gruft still sich mischen und kochen und einst, das Gehäuse zerbrechend, wie eine verwandelte Raupe geflügelt in das eroberte Element steigen. Das kann aber nur geschehen, wenn ein jeder von euch in seinem Herzen Wiedergeburt und Auferstehung erlebt. Die kommt nicht von Worten, die muß errungen und erstritten sein. Glaubt es den feisten Pfaffen nicht, daß es mit Glauben und Katechismuslernen getan sei und daß die Gnade Gottes einem wie die Taube dem faulen Schlaraffen gebraten ins offene Maul fliegt. Wir haben einen Willen und eine Kraft in uns; denn wir sind, wie ge-

schrieben steht, nicht der Magd Kinder, sondern der Freien; und damit sollen wir das Reich Gottes erobern. Laßt euch nicht verführen, zu glauben, daß wir das Gute nicht vollbringen könnten, weil uns die Sünde aufgeerbt und eingefleischt wäre: das sagen die Trägen, die Schwelger, die Gleichgültigen, um ihre Unfruchtbarkeit zu entschuldigen. Wir haben einen Simson in uns, der ist, wenn er sich enthält, ein unüberwindlicher Soldat, der schüttelt die Locken wie ein Löwe und zerbricht die Säulen, die das Reich der Sünde tragen, daß es einstürzt. Wasser und Gebet taufen nicht recht, Feuer und Schwert taufen zur Wiedergeburt und Auferstehung. Seid wachsam, seid tapfer, seid ohne Falsch und ohne Furcht, das sind Tugenden über alle Tugenden; so ihr die habt, seid ihr Ritter, mögt ihr auch als Bauern geboren sein. Aus Staub und Dreck seid ihr doch zum Ebenbilde Gottes geschaffen; aber ihr müßt es selber in euch schaffen, wie der Künstler das Bild aus dem Marmor schlägt. Setzt Hab und Gut und die ganze Kraft daran, so wird der neue Mensch, der aus eurem zerrissenen Herzen aufersteht, Gottes Züge tragen."

Erst jetzt bemerkte der eifrig redende Pfarrer eine Unruhe unter seinen Zuhörern, und indem er ihren über die Kirchhofsmauer gerichteten Blicken folgte, sah er einen Trupp Reiter auf das Dorf zusprengen. Sie hätten doch ihre Häuser gut verschlossen? wandte sich der Pfarrer an die Bauern. Diese bejahten, setzten aber besorgt hinzu, Soldaten pflegten überall eine Tür zu finden, wenn sie etwas suchten. Der Frieden sei ja verkündigt, sagte der Pfarrer beschwichtigend; blickte aber doch scharf nach den Reitern, unentschlossen, ob er den Gottesdienst weiterführen solle. Unterdessen hatten

die Soldaten vergebens an einigen Türen gerüttelt und kamen, da sie die Versammlung gewahr wurden, auf den Gottesacker.

Ihr Anführer, ein junger Mensch, sprang vom Pferde, näherte sich dem Pfarrer und sagte, er sei beauftragt, in diesem Orte eine Kontribution von tausend Talern zu erheben; der Pfarrer solle das Geld zusammenbringen, und inzwischen solle ihnen ein Essen hergerichtet und ihren Pferden Futter gegeben werden.

Das könne nicht an dem sein, entgegnete der Pfarrer; es sei ja Frieden, die Plackerei habe ein Ende. Brot und Hafer für die Pferde würden sie aus christlichem Mitleiden und gegen Bezahlung hergeben, zu mehrerem wären sie nicht verpflichtet, und vorher wolle er den Gottesdienst zu Ende bringen.

Für wen der Pfarrer sie hielte? erwiderte der Leutnant gereizt. Sie wären keine Herde Schafe, sondern Soldaten. Sie pflegten nicht zuzuhören, sondern predigten selbst, und wer ihr erstes Wort nicht verstünde, dem hieben sie das zweite mit dem Schwert in den Kopf.

Da er mit dieser Drohung keinen Eindruck auf den Pfarrer machte, wurde er zornig, packte plötzlich die Tochter des Pfarrers am Arm und erklärte, sie als Geisel behalten zu wollen, bis das Geld herbeigeschafft wäre. Die junge Frau wollte sich unwillkürlich zur Wehr setzen, aber da sie das kleine Kind auf dem Arme trug, das leicht hätte verletzt werden können, warf sie einen hilfeflehenden Blick auf ihren Vater. Im ersten Augenblick zuckte die Hand des Pfarrers nach dem Messer, das er im Gürtel trug; angesichts der vielen Bewaffneten jedoch beherrschte er sich

und bat den Anführer, eingedenk zu sein, daß sie alle Brüder wären, und ihm seine Tochter mit ihrem Kinde herauszugeben; er sei bereit, zu versuchen, ob er das Geld oder einen Teil davon in den nächsten Dörfern zusammenbetteln könne.

„Du böser, ketzerischer Lutherpfaff," sagte der junge Mann, „obwohl du verdientest, daß ich dich am nächsten Baume aufhängte, will ich gnädig sein und dir die Dirne herausgeben, wenn du mir das Geld schaffst; aber nicht eher." Hierauf entschloß sich der Pfarrer, das Unwahrscheinliche zu wagen, empfahl den Bauern seine Tochter und machte sich auf den Weg.

Als er nach mehreren Stunden zurückkam, war der Kirchhof voll Geschrei und Getümmel. Eine Frau kam dem erschreckten Pfarrer entgegengelaufen und berichtete, der Leutnant habe seine Tochter erstochen, sie liege in ihrem Blute, und bald würden sie alle miteinander des Todes sein. In einem Satze war der Pfarrer zwischen den Kämpfenden, schrie nach seinem Kinde und warf sich, da sie unwillkürlich Raum gaben, auf den noch atmenden, über einen Grabhügel hingestreckten Körper. Nach einer Minute jedoch sprang er wieder auf und rief mit starker Stimme: „Herrgott! bist du wahrhaftig Gott der Herr, so räche deinen Knecht an diesem Mörder!" Dann stürzte er sich, das Messer aus dem Gürtel reißend, mitten in den Haufen. Den Bauern war es zumute, als sei ein Engel vom Himmel gefahren, um ihnen beizustehen; sie drängten mit verdoppeltem Nachdruck auf den Leutnant ein, der von dem Anprall das Gleichgewicht verlor und umfiel. Während Männer und Frauen sich gegen die Soldaten stemmten, kniete der Pfarrer auf der Brust des Mörders. „Du Abtrünniger von Gott!" rief er, „du

Judas! du Judas! Der Herr, den du verraten hast, hat dich in meine Hände gegeben. Jetzt werde ich dir das bübische Herz aus dem Leibe reißen und es auf den Mist werfen, daß die Schweine es mit ihrem Rüssel umwühlen und es fressen. Wimmere du jetzt um Gnade! Mir ist es nicht genug, dich wimmern zu hören, ich will dich röcheln und nach Luft schnappen hören. Ja, Gott der Herr wird mir genugtun und mich in Ewigkeit dein Jammergeschrei aus der Hölle hören lassen. Mein Kind wird seinen Engelsleib auf Taubenflügeln schwingen, während dein verfluchtes Fleisch sich unter feurigen Martern krümmt, ohne je zu vergehen!"

Solche Worte schrie der Pfarrer, über den sich windenden Mann gebeugt, halb besinnungslos vor Wut heraus, als er plötzlich in jäh entstehende Stille hinein eine laute Stimme hörte und, sich umwendend, einen reichgekleideten Offizier sah, der mit hochgezogenen Brauen, den blanken Degen in der Hand, neben ihm stand; es war der Oberst, zu dessen Regiment der Leutnant gehörte und dessen unerwartetes Erscheinen den Aufruhr mit einem Male stillte. Er wolle die Sache untersuchen, sagte er, da von allen Seiten auf ihn eingeredet wurde; der Pfarrer möge den Leutnant einstweilen loslassen, sei er schuldig, wolle er, der Oberst, ihn nach Gebühr bestrafen.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Den Wolf, der sein liebes Kind erwürgt habe, sagte er, wolle er selbst töten; in seine Hand habe Gott ihn gegeben.

Unterdessen hatte sich der Knäuel der Streitenden völlig gelöst, so daß der Oberst des erstarrten Körpers der getöteten Frau ansichtig wurde. Der Täter, der sein Gesicht

sich verdüstern sah, richtete sich unter des Pfarrers nachlassenden Fäusten ein wenig auf und winselte, er habe das Weib gewiß nicht töten wollen, habe sie nur zum Spaß an sich gedrückt, da habe sie sich wie eine wilde Katze gebärdet und würde ihn mit den Händen erwürgt haben, wenn er sich nicht gewaltsam erledigt hätte.

„Du bist ein Mörder und Landfriedensbrecher", sagte der Oberst finster, „und wirst deinen Lohn durch Henkershand sogleich erhalten. Dein Blut soll das Blut, das du meuchlerisch vergossen hast, auswaschen. Der Pfarrer soll sagen, auf welche Weise ich ihm Genugtuung geben kann; ich bin bereit, sie zu leisten, wenn ich vermag."

Der Pfarrer kam während dieser Worte wie aus einem Krampfe zu sich; seine Hände, die den Schuldigen an der Brust gepackt hielten, lösten sich auf, er ging wankenden Schrittes zu dem Leichnam seiner Tochter hinüber, kniete neben ihr nieder und brach in Tränen aus.

Mit gerunzelter Stirn blickte der Oberst zu Boden und gab ein Zeichen, daß der Leutnant, dem die Hände bereits gebunden waren, abgeführt würde. Wie er dann das verwaiste Kind bemerkte, mit dem sich ein paar Bäuerinnen beschäftigten, betrachtete er es, dachte ein wenig nach und wandte sich zu dem Pfarrer. Wenn es ihm recht sei, sagte er, so wolle er das kleine Mädchen mitnehmen und zu Hause mit seinen eigenen Kindern aufziehen lassen, daß es einmal eine reiche und vornehme Dame würde.

Der Pfarrer stand auf, legte die Hand auf den blonden Kinderkopf und sagte, das könne nicht sein. Gott habe ihm das Kind anvertraut, es solle lieber bei ihm ein Bettelkind werden, als ein Fürstenkind anderswo.

Das sei wunderlich geredet, sagte der Oberst unzufrieden. So möge der Pfarrer denn gestatten, daß er dem Kinde ein Schmuckstück hinterließe, zum Andenken und auch zur Buße; und er löste sich dabei eine goldene Kette mit einem Anhänger von der Brust, auf dem ein Bild der Mutter Maria in Schmelz gegossen war. Der Pfarrer war im Begriff, die Gabe unwillig zurückzuweisen; allein als er das Kind mit Lachen danach haschen sah, besann er sich und ließ es schweigend geschehen, daß der Oberst das Gehänge um den kleinen Leib wand.

Da sich gleichzeitig alle Blicke dahin wendeten, wo eben der Mörder zur Hinrichtung geführt wurde, stieg dem Pfarrer das Blut ins Gesicht, und er wandte sich hastig an den Obersten mit der Bitte, den Delinquenten loszulassen, er habe seine Rache Gott geopfert und wolle seinen Tod nicht mehr.

Das gehe nicht an, erwiderte der Oberst, er könne einen Bösewicht nicht bei braven Soldaten stehen lassen, das sei ein schlechtes Exempel, und Strafe müsse sein.

Es sei Ostern und Frieden, sagte der Pfarrer, seit dreißig Jahren zum ersten Male Frieden. Leider sei der holdselige Tag mit Blut befleckt worden, das müßten sie sühnen, es geschehe aber nicht durch mehr Blut. Der Schuldige solle zusehen, wie er seine Seele errettete.

Mit sichtlichem Widerwillen gab der Oberst endlich nach; er tue es ungern, sagte er, und nur, um dem Pfarrer seinen guten Willen zu beweisen.

Der Pfarrer dankte und wies die Bauern an, nunmehr den Kirchhof ein wenig zu säubern, damit er den Gottesdienst vollenden und ihnen das Abendmahl reichen könne;

den Obersten lud er ein, mit den Seinigen daran teilzu-
nehmen. Nach einigem Zögern sagte der Oberst, sie wären
meistenteils Katholiken, und stehe es ihnen fast nicht an, einer
evangelischen Osterfeier beizuwohnen; man könne es aber
zu dieser Zeit und bei dieser Gelegenheit so genau nicht
nehmen, und zum Zeichen des endlich aufgerichteten Friedens
willige er ein.

Es war inzwischen Abend geworden, und der weiche
Himmel bog sich über das dämmernde Hügelland wie ein
Strauch voll weißer Rosen über ein Grab. Der Tisch wurde
wieder hergerichtet, und für den verschütteten Wein wurde
Wasser gebracht. Dergleichen Abendmahl habe er noch
nicht gesehen, fuhr es dem Obersten heraus, der den Vor-
bereitungen staunend zusah; es scheine mehr für Vieh als
für Christenmenschen zu passen.

„Als Christus auferstanden war," sagte der Pfarrer,
während er das Brot sorgsam von Erde reinigte, „hatte er
ein fremdes Antlitz, und seine Jünger erkannten ihn nicht."

Der Oberst verstand nicht, schwieg aber, und als alle
versammelt waren, nahm er seinen Federhut ab, richtete
einen befehlenden Blick auf seine Soldaten und kniete
nieder, worauf alle seinem Beispiel folgten. Das Stück-
chen Brot, das der Pfarrer ihm, als dem ersten, reichte,
würgte er folgsam, wenn auch nicht ohne Widerwillen, her-
unter.

Als die stille Zeremonie beendet war, brach die Nacht
herein. Wie wenn Chorknaben die Rauchgefäße schwingen
und duftendes Gewölk die Pfeiler des Domes verhüllt,
wogte es weit um die verschwimmenden Trümmer der zer-
störten Kirche, um die Grabkreuze und die knienden Men-

schen. „Siehe, es ist alles neu geworden", sagte der Pfarrer, nachdem er den Segen gesprochen hatte. Alle blieben noch eine Weile mit gesenktem Kopfe, dann standen sie von der feuchten Erde auf, und die Soldaten blickten wartend auf den Obersten. „Aufsitzen!" kommandierte der; „weiter!" worauf sie nach ihren Pferden eilten und im schnellen Trabe aus dem Dorfe ritten. Der Pfarrer lud sein totes Kind auf den Arm und verließ an der Spitze seiner Gemeinde festen Schrittes den Totenacker.

Zwei Balladen

Von Theodor Fontane

*

Der alte Ziethen

Joachim Hans von Ziethen,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten,
Er tats die hundert Mal;
Sie habens all erfahren,
Wie er die Pelze wusch,
Mit seinen Leibhusaren
Der Ziethen aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt selbst der Fritz nach Haus,

Doch Ziethen sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz,
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz;
Es wies sich keiner träge,
Drum schlugs auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein. –

Der Friede war geschlossen,
Doch Kriegers Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebtens noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Ziethen nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

Einst mocht es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Ziethen schlief,
Ein Höfling will ihn wecken, –
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten, –
Der hat genug gewacht!“ –

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Ziethen, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen
Wie Ziethen aus dem Busch.

Schwerin

Nun aber soll erschallen
Dir Preis und Ruhm, Schwerin,
Der du vor Prag gefallen
Beim Sturme der Battrien;
Es lebt in eins verschlungen
„Schwerin“ und „Schlacht bei Prag“,
Drum sei dein Lob gesungen
Durch deinen Ehrentag. –

Des sechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und Au,
Der Feind ist wohlgeborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten seine Flügel
Die Höhen rings besetzt,
Ein feuerspeinder Hügel
Ist jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geschlagen!
Steil ist die Bergesbahn,
Doch siegen und nicht wagen,
Das heißt nur halb getan;
Die Grenadiere stürmen,
Kartätschen prasseln drauf,
Und vor den Hügeln türmen
Sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt vernichtet
Schwerins Leibbataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So steht ein zweites schon;
Getroffen sinkt danieder
Genral von Winterfeld,
Und die zerschoßnen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält.

Sie fliehn. Die alte Erde
Bebt selbst, als ob ihrs graut,
Da steigt Schwerin vom Pferde:
„Mir nach!“ so ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne
Mit seiner Greisenhand. –

Die Hügel sind erstiegen,
Die Kaiserlichen fliehn,
Doch trauervolles Siegen:
Im Sterben liegt – Schwerin;

Vier Kugeln, erzgegossen,
Sie haben ihn zerfetzt,
Die Fahne, die zerschossen,
Sein Bahrtuch ist sie jetzt.

Die Truppen ziehn vorüber
Mit dumpfem Trommelschlag,
Solch Tag des Glücks ist trüber
Als mancher Unglückstag;
Wie Wetterwolkenschwere
Sieht mans am Himmel ziehn,
Sie ziehen vorauf dem Heere,
Sich lagernd über – Kolin.

Friedrichs Ruhm

Vorlesung am 29. Januar 1807 durch Johannes von Müller, übertragen von Goethe

Jener große König, Friedrich der Zweite, Überwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsre Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu

erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Überdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Teilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk – diese können veränderliche Schicksale haben – der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrechtzuerhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmütige Seele dem ersten der Cäsaren streitig gemacht? wer den ungeheuern Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander? oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Constantin und Justinian haben mehr Lobredner und eifrigere gefun-

den. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erste nicht Stärke des Geistes genug besessen hatte, um die Parteien zu beherrschen, und daß er, statt sich der Hierarchie zu bedienen, sich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einsah, daß an dem Größten und Schönsten, was zu Justinians Zeit geschehen war, dieser Kaiser fast ganz und gar keinen persönlichen Anteil gehabt hatte: da verloren diese Fürsten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkespiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweisen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römischen Reichs, der andre Herr der schönsten jener Provinzen. Constantin erwarb Kriegslorbeern, Justinian war von glücklichen Feldherrn und weisen Rechtsgelehrten umgeben; doch sind Herrschaft und Glück nicht zuverlässige Pfänder eines unsterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um sich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzustellen, dem Erfinder der schrägen Schlachtordnung, dem Besieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Besieger seiner selbst! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältnis zu den Mitteln seines Staates ist der Ruhm des großen Mannes, dessen Andenken uns heute versammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beschränkten Nachlaß Philipps; und so bleibt dieser Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, sondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein solches Verhältnis werden, wenn solche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn

sie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden verteidigten oder auf das edelste vergrößerten; wenn sie uns als unvergleichliche Dämonen erscheinen, die, ähnlich den höchsten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indes hundert und hundert Menschengeschlechter augenblicklichen Rufs nach und nach hinschwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verschlungen. Von jenen Hohen bleibt ein Eindruck, der Menschencharakter eignet sich ihn zu, durchdringt sich davon und stählt sich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Mazedoniern nichts Ausgezeichnetes; sie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unsrer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz. Der Geist Philipps trat hervor und das Gestirn Alexanders. In der zweiten Geschlechtsreihe nach ihnen sahen sich die Mazedonier überwunden und in Gefahr der Auflösung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als sie nach so vielen und so unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsre Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reiches zu sein, dem sie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpengewand Romanos rerum dominos? An allen Italienern studiert man die Züge dieses wunderhaften Volks, das zweimal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrschte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die

Gewalt, sie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Mut ihrer germanischen Väter, jene Vorzüge, veredelt durch die Anmut Franz' des Ersten, die edle Freimütigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja, was werden künftige Geschlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetischer Tapferkeit zerstören; immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schweizern ein Bild Tellischer Einfalt, Winkelriedischer Aufopferung hervorzusuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesamt umkam.

Dergleichen unzerstörliche, höchst achtungswerte Erinnerungen an die Voreltern sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräus, keine Schätze mehr in der Cekropischen Burg besaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte, und Athen doch unklug – leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrscherin, zu kämpfen sich vermaß: was tat der Sieger, was tat Cornelius Sulla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer – und an Sulla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen – sie haben nicht wie andere Menschen in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt; ja, sie achten gegenseitig das Andenken

ihres Ruhms. Fimbrias rohe Natur konnte Ilium zerstören; Alexander opferte daselbst. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks; der Tatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindars Haus; Pius der Fünfte zerstreute Tacitus' Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, solange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, solange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Teilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wär es nicht Torheit? Diese fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entscheidet? war ers durch Gewalt, die so oft zu Irrtümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müsse, weil er König sei, der erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künste des Friedens lieben mögen und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit verteilt unter Studien, Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung

nichts Einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsund-vierzigjährigen Regierung beschäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteste; und doch, wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit besorglichen Anstalten? wer war fester entschlossen, eher zu sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Diese Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er sichs nicht merken und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes sein, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens; sondern er müsse zugleich frei sein von Parteigeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurteilen des großen Haufens. Er wollte geliebt sein, und fürchten sollte man ihn doch auch und sich dabei mit Zutrauen auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmut verlassen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderstehlich zu fesseln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majestät zu erfüllen wußte, die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben – wer wird es leugnen? – sehr große Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit, allgemein und fortschreitend vollkommener zu werden; so wie die Quelle der Entwürdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der Mensch, überhaupt weit entfernt, alles zu tun, was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Grenzen setzt, was

wird er je sein? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit zu begreifen. Denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.

Die sittliche Großheit entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten verteilt das Glück. Tausendmal verglich man Friedrich mit Cäsarn, und noch hatte er nur einen Teil Schlesiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu seiner Zeit noch nicht geschlagen; aber wenn Europa sich gegen ihn sieben Jahre verschwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg deuchte nicht geringer als Pharsalus, und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem. Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnizen einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Teil der Herrscher sich scherzhaft äußerte, deren Untergang zusamt dem Sturz ihrer Thronen er voraussah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltairens und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimnis, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien; der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich

noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des Volks, der Verteidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräte und Kanzleiverwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Tunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Klassikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den, wo er starb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts über-

trieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich und hinderten dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele, sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er ebensoviel Ruhe in die Überlegung als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden. Höchlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtschreiber des Altertums vor: denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgesprochener und glühender in der Art zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen und kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften von Voltaire, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten; und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinstert; und auch der große Ludwig

sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vorteil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigentümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen, die uns angehören, in dem Mut der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sei über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Grenzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigentum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts: hier zeigt er sich für uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Notwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerksam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältnis seines Heeres zu den Hilfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Teil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus notwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachteil, daß der Militär-

geist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerter Vorteil. Da, wo mittelmäßige und künstliche Reichtümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser sein als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals noch genug zu tun hatte, um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen; weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den eben erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Übergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sie wohltätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größeren Teil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Kapitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volks vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hin-

terließ, alle Vorratskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldentaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterei? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt, die Wundertaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals. Doch es sei genug! – ich halte mich zurück – ungern – o Erinnerungen! – Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählich hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte. Ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen, selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sei, gibt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des Dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Kurfürsten Friedrich

Wilhelm, einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur ein Übel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt. Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Wir und sie

Von Friedrich Gottlieb Klopstock

1766

Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Anmerkung. Wir und sie: Die Deutschen und die Briten.

Sie sind sehr reich und sind sehr stolz;
Wir sind nicht reich und sind nicht stolz,
Das hebt uns über sie.

Wir sind gerecht, das sind sie nicht;
Hoch stehn sie, träumens höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst.

Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius, wie sie,
Das macht uns ihnen gleich.

Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir tuns und tatens lang.

Wen haben sie, der kühnen Flugs,
Wie Händel, Zaubereien tönt?
Das hebt uns über sie.

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint er. Griechenland,
Sprich du Entscheidung aus!

Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt;
Wir schlügen da, wie sie.

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran:
Vor uns entflöhen sie.

O säh'n wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

Wenn unsre Fürsten Hermanns sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn!

Was tat dir, Tor, dein Vaterland?
Dein spott ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Kant: Über die Pflicht

Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheſt, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich ingeheim ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn

an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch-bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische, angemessen ist) unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen, die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, sofern sie zugleich zur intelligiblen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.

*

Was Pflicht sei, bietet sich jedermann von selbst dar; was aber wahren dauerhaften Vorteil bringe, ist allemal, wenn dieser auf das ganze Dasein erstreckt werden soll, in undurchdringliches Dunkel eingehüllt und erfordert viel Klugheit, um die praktische darauf gestimmte Regel durch geschickte Ausnahmen auch nur auf erträgliche Art den Zwecken des Lebens anzupassen. Gleichwohl gebietet das sittliche Gesetz jedermann, und zwar die pünktlichste Befolgung. Es muß also zu der Beurteilung dessen, was nach ihm zu tun sei, nicht so schwer sein, daß nicht der gemeinste und unge-

übteste Verstand selbst ohne Weltklugheit damit umzugehen wüßte.

*

Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen; sie hat ihr eigentümliches Gesetz, auch ihr eigentümliches Gericht, und wenn man auch beide noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt, gleichsam als Arzneimittel, der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und, tun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht; wenn aber auch das physische Leben hierbei einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahinschwinden.

Der höhere Frieden

Von Heinrich von Kleist

Wenn sich, auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

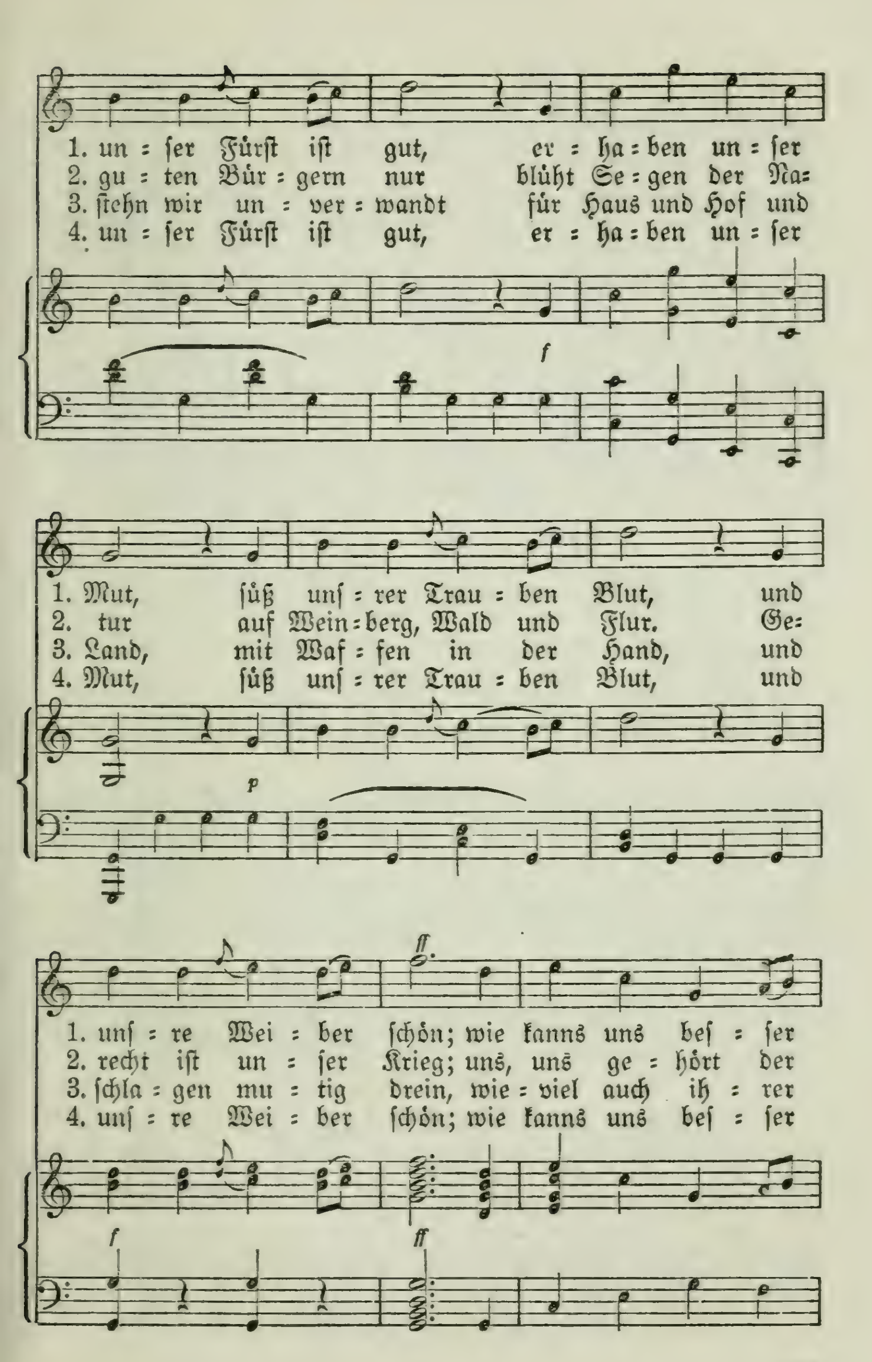
Denk ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse, wie dem Schrecken wehrt.

Nicht des Ahorns dunkelm Schatten wehren,
Daß er mich, im Weizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

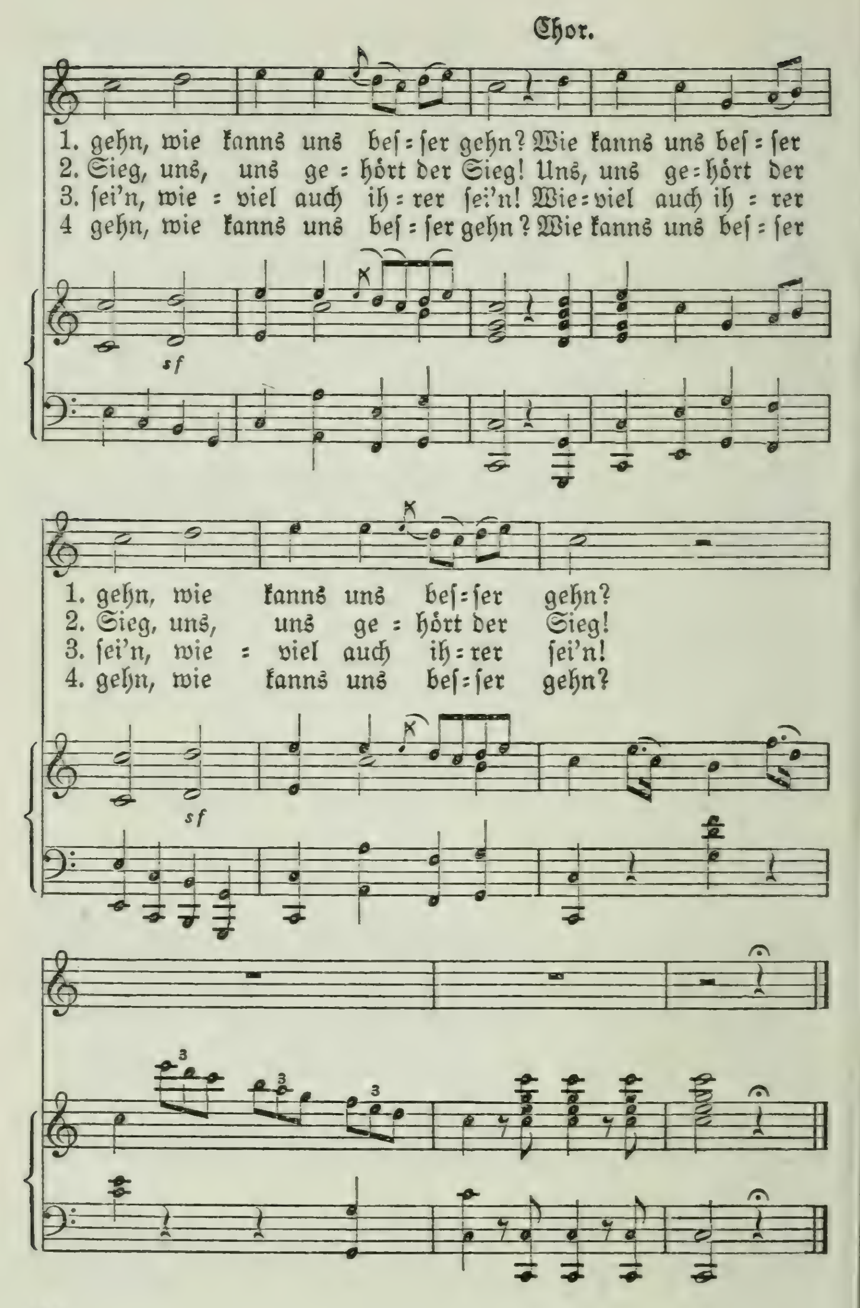
Kriegslied der Österreicher

Text von Friedelberg. Musik von Beethoven




1. un = ser Fürst ist gut, er = ha = ben un = ser
2. gu = ten Bür = gern nur blüht Se = gen der Na=
3. stehn wir un = ver = wandt für Haus und Hof und
4. un = ser Fürst ist gut, er = ha = ben un = ser
f
1. Mut, süß uns = rer Trau = ben Blut, und
2. tur auf Wein = berg, Wald und Flur. Ge=
3. Land, mit Waf = fen in der Hand, und
4. Mut, süß uns = rer Trau = ben Blut, und
p
ff
1. uns = re Wei = ber schön; wie kanns uns bes = ser
2. recht ist un = ser Krieg; uns, uns ge = hört der
3. schla = gen mu = tig drein, wie = viel auch ih = rer
4. uns = re Wei = ber schön; wie kanns uns bes = ser
f
ff

Chor.



1. gehn, wie kanns uns bes=ser gehn? Wie kanns uns bes=ser
2. Sieg, uns, uns ge=hört der Sieg! Uns, uns ge=hört der
3. sei'n, wie=viel auch ih=rer sei'n! Wie=viel auch ih=rer
4 gehn, wie kanns uns bes=ser gehn? Wie kanns uns bes=ser
sf
1. gehn, wie kanns uns bes=ser gehn?
2. Sieg, uns, uns ge=hört der Sieg!
3. sei'n, wie=viel auch ih=rer sei'n!
4. gehn, wie kanns uns bes=ser gehn?
sf

Der Tod fürs Vaterland

Von Friedrich Hölderlin

Du kömmst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Tal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer

Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee den Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben, lieb ich nicht; doch
Lieb ich zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,
Fürs Vaterland – und bald ists geschehn! Zu euch,
Ihr Teuern! komm ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ists hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: die Schlacht
Ist unser. Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir ist,
Liebes! nicht einer zu viel gefallen.

Die Übergabe von Hameln 1806

Chamisso an Varnhagen

Hameln, den 22. November 1806.

Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmähliche, die Stadt ist über.

Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eigenes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Teil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Tränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. O Freund, müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen, und sie in eigene Niedrigkeit ziehn und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen.

Erinnre Dich der trauten Gespräche, deren wir pflogen. Wie wahr, dessen wir damals einverstanden, daß es nur unter seinen Landsleuten sich ziemt, die Waffen zu führen, und wie schwer hat es auf mich gedrückt! Möchte doch damals mein Abschied, den, eingesehenem Mißverhältnisse mich zu entziehen, ich gefordert, mir zugestanden worden sein, welchen unsäglichen Schmerzen wär ich entgangen! Aber auch durch diese schwere Prüfung mußt ich gehen, und die angeborne Freiheit, nach der ich vergebens die Hand streckte, duldend von der Schmach empfahen, und nicht

selbsthandelnd sie wieder erwerben. So rächt sich die Jugendsünde an dem Mann. Herben Kampf hatt ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Mensch, was einer, der alles schwer nimmt, wie es meine Art ist, nur leiden kann und mag, bevor ich, mich in meine Lage schickend, verschmerzt habend das Ungeheure, selbst gegen mein Volk, ins schöne waltende Waffenspiel zu treten, nun ungeteilt und froh mich gerüstet. Und also, also sollte es mir vergolten werden! In der gewaltigen Stimmung hatte ich nicht der Pfeile geachtet, die wohl schonungslos von den Unsern gegen mich geschnellt worden. Ich hatte mir ein Genüge getan, und sie hatten nicht Macht über mich; aber nun, siehe, nun in der Stunde der Entscheidung, da streckte die alte Sünde wieder ihr Haupt empor und höhnte gräßlich. Ich, der ich unternehmenden Mut, wie es die Zeit heischte, und erhöhte Kraft innen fühlte, – ich, der Franke, war als ein solcher gelähmt und konnte Wut nur weinen, weinen wie ein Weib, da Männertaten geschehen mußten, Taten, die nur mir, eben nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O wär ich nur ein preußisches Kind gewesen, Freund, und hätten wir auch zugrunde gehen müssen, da es zur Gegenwehr zu spät war, so wäre doch mindestens mit kühner Tat blutigem Siegel unser Untergang gestempelt ein edlerer gewesen; nicht bloß in sich selbst wühlend wäre dieser stark muskulöse Körper in unmittelbare Fäulnis übergegangen, wie es meine Augen geschaut, sondern hätte sein Brandmal getilgt, und wäre dann durch das Eisen, wie es schön ist, umgekommen.

Doch, mein Freund, es stand vom Anbeginn, wie es auch gekommen, zu erwarten, ob der Schlag mich gleich zerstörend

trifft, wie Du es an diesem krankhaften Briefe vermerken wirst, trifft es doch nicht den Ahndungslosen. Was war zu ersehen, wenn Lecoq mit seinem Korps vorläufig unter Hameln zu bleiben den Entschluß faßt und sich zugleich Hände und Füße abhaut, indem er leichtes Fußvolk und Kavallerie von sich weist? Die sollen sich durchhauen, und er schickt, um Verhaltungsbefehle bittend, einen Offizier an den König. Muß ich denn, den Zorn zu kühlen, Trivialitäten niederzuschreiben mich zwingen! Mit zehntausend Mann Infanterie und mehr, deren viertausend zum Kriegsdienst in der Festung hinreichten, mit dem guten Dragonerregiment von Osten, einer halben reitenden Batterie, zwei Kompagnien der vortrefflichen Feldjäger und einem Füsilierbataillon konnt er an der Weser, von Hameln aus, lange den Fluß verteidigen und das Land halten, in Verbindung mit Nienburg bleiben, Parteien ausschicken, Korn und Vieh und Salz eintreiben, und kam es endlich so weit, daß der Feind, mit Übermacht eine Armee ihm entgegenstellend, ihn in die Festung gezwungen und rettungslos in derselben belagert hätte, dann war es Zeit, die Pferde, die uns nähren, nicht aber von uns zehren sollten, einzuschlachten, und also hätt es, mich deucht, ein Mann begonnen. – Und sollt er, wozu er anfangs Anstalt gemacht, sich durchzuschlagen versuchen, wie daran nur denken, ohne Kavallerie und leichtes Volk? – Aber von alledem nichts, er bleibt mit der Infanterie müßig da und zehrt, und ein preußisches Magazin auf der Weser – der Name des Orts ist mir entfallen, er liegt über Holzminden – bleibt schlechthin vergessen dem Feinde aufbewahrt, und klüglich ihm aufbewahrt die in Rinteln aufgepflanzte hessische Artillerie, die zu holen man



Th. Götze: Gefecht zwischen Kosaken und Franzosen bei Weimar 1813



uns verbietet, – weil in dessen Betreff keine Ordre da ist!

Und was war sonst für die Verteidigung der Stadt geschehen? Auf dem Fort Nr. 2 lag der Bau eines neuen Werkes, einer Kaponniere, durch den anbrechenden Winter unterbrochen, unvollendet da, etwa hundertundfunfzig Arbeiter hätten binnen ein paar Tagen einen Erdwall auf dem ragenden Grundgemäuer zur notdürftigen Defension aufwerfen können; aber nein, die Bresche bleibt dort offen, und der General ist indes bemüht, Abtritte auf den Forts erbauen und die Schilderhäuser durchaus schwarz und weiß, nach preußischer Art, anmalen zu lassen, – auch Küchen, daß die Bitterkeit mich nicht die Wahrheit zu verletzen reize, – auch gemächliche Küchen wurden in den Graben des Forts Nr. 1 errichtet. Verteidigungsanstalten aber mußten wir, wir junge unwissende Infanterieoffiziere, nach bester Einsicht treffen, und nicht zum Scheine selbst ward uns Hilfe gereicht, und der Feind war da.

Auch waren wir früher überantwortet als berennt, und die Menschen sannen nur auf Mittel, den Verrat ins Werk zu setzen. – Der erste Anschlag ward ihnen vereitelt. Da hielt X., der auf den Forts kommandierte, noch wacker, er weigerte sich, zu Unterhandlungen in die Stadt hinabzusteigen, und die einzelnen Korps der Garnison in geschäftiger Bewegung gewannen Zeit, sich kraftvoll auszusprechen. Offiziere und Gemeine im Einklang hoher Begeisterung hegten nur Einen Sinn und Einen Gedanken. Es galt in herzhaftem, zwiefachem Widerstreit, bedräut und bedrängt vom äußern zugleich und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambour-

junge wäre abgefallen! O mein Freund, ich muß es mit freiem, reuevollem Bekenntnisse büßen, das stille Unrecht, das ich diesem braven, waffenfreudigen Volke tat. Ja – wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk, waren besser, als ich uns in unsern Gesprächen anschlug; und ewig werden mir gepriesen und ewig meinem Herzen wert und nah sein die braven Kameraden, von denen ich auf immerdar nun geschieden. – O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!

Nun durchdring ich erst das Wesen ganz, von dem ich abgeschlagen. Ein Herrliches ist doch Soldatensinn und Krieg – so ganz alle niedre Privatrücksicht auf das einzelne in das allgemeine Große aufgelöst, und von allen alles ohne Rückhalt an eine Idee gesetzet, – an die Ehre, das einzige Lebendige noch, was, ein anderes als das Geld, neben dem Gelde gilt, in diesen unsern winzigen schmächtigen Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte sind, die von Schelmen an Toren gesprochen werden, und wo Kunst, Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft nur von einzelnen gepfleget werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Priester aber ist der Soldat, und Krieg ihr Dienst. Fürsten, laßt doch die Sitte des Zweikampfes walten, laßt auch also Blut fließen und Opfer fallen, auf daß verherrlichet werde diese Gottheit!

Wo doch schweif ich verworren mit den Gedanken hin? von jenem Tage wollt ich Dir erzählen, da wir siegten. Du, echter Preuße, hättest Dich gefreut in Deiner Seele, Dich an dem Anblick der kräftigen Männer weidend. Mit klingendem Spiele und alter Lieder Sang zog das zweite Bataillon Oranien vor dem Kommandantenhause vorüber,

hinaus zum Tore, und stieg auf das Fort. Dort waren die Kanonen, dabei die Lunten brannten, auf die Stadt gerichtet. Die Artillerie in der Stadt war des Winkes gewärtig, alles Geschütz zu vernageln und mit den Stücken, die sie fortzuschleppen sich getraute, hinauf auf das Fort zu ziehen, von wo gleichzeitig ein Ausfall auf die Stadt geschehen sollte. Andere Korps hatten Abgeordnete in das Kommandantenhaus gesandt, den Fluch der Feigheit schwer auf die Schuldigen zu wälzen. Bei solchen Umständen mußte die Kapitulation unterbleiben, die die Zeitungen voreilig als damals geschlossen angekündigt, wie wirs in unsern Mauern gelesen. Es erging ein feiger Parolebefehl, darin man uns kund tat, man habe die Unterhandlungen mit dem Feinde, dessen Forderungen unwürdig gewesen, abgebrochen, und uns zur Aufbietung aller unserer Kräfte zur besten Verteidigung, deren erstes Bedingnis aber völliges Zutrauen zu den Chefs sei, lächerlich genug ermahnte. Der König von Holland, der uns aufgefordert, hatte uns freien Abzug und Geleit bis zur Königsarmee zugesagt. –

Also war das erste Abenteuer bestanden. Man brachte den Generalen eine Katzenmusik und andere verschiedenartige Ständchen, je nachdem sie sich gezeigt hatten. Der Feind, der uns berennt hatte, zog nun von unsern Mauern; wir sahen seine Feuer nur noch an der Unterweser fern erschimmern, wir wähnten, daß nach fehlgeschlagenem Versuch er uns vorüber gegen die Elbe und den Hauptkriegsschauplatz anrücken werde. Anstatt daß man uns gegen den abziehenden, mutig ihn anzugreifen, angeführt, ward es uns kaum vergönnt, über seine verlassenen Lagerstätten zu streifen, ein in Örtzen verlassenes Magazin einzubringen

und seine Brücken am Ohrberge zu zerstören, zurückgebliebene Feldstücke sollen uns durch unsere Saumseligkeit entgangen sein. – Die Bürger selbst, denen ich Lob sprechen muß, – sie haben sich zur Zeit der preußischen Besitznahme durch Haß gegen uns als Hannoveraner bewährt, und itzt im gemeinsamen großen Streite durch gänzliches Vergessen dieses Hasses als Deutsche, – die Bürger, sag ich, trieben uns an und begehrten ihre Wälle zu bewachen, indem wir mit gesammelten Kräften einen mutigen Angriff unternehmen. Nicht aber auf solches hatten die Führer ihre Gedanken.

Noch muß ich Dir sagen, daß wir in manchem lustigen Gefechte uns erprobt und mit unserm Geschütz dem Feinde manches Leid zugefügt. Es sind aber nur zwei Schüsse gegen uns gefallen vom Ohrberge; wie dort eine Kolonne zog, wurden zwei Haubitzgranaten gegen die Forts geworfen, sie fielen fern in die Ebene, und vom Plane des Forts Nr. 4 grüßten ihnen unsere Kameraden entgegen. Noch ist bemerkenswert, daß wir eine von uns selbst erbaute wichtige Schanze, welche die Schleusen zur Überschwemmung sicherte, verlassen; der Feind besetzte sie alsbald und stach das Wasser ab. – Nun, Freund, vernimm die Kunde der gestrigen Begebenheit.

Die Entfernung des äußern Feindes hatte den innern stark gemacht und uns unachtsam. Es ritten die Befehlshaber, und unter ihnen X., nach einer Warte, die zwischen Stadt und Lager auf mittlerm Wege liegt; dort hatten sie die Unterhandlungen angesagt. Sie kehrten zur Vesperzeit wieder heim, und als gegen Abend wir im Kaffeehause, da wir zusammenzukommen pflegten, viele versammelt waren,

ging das Wort, der Handel sei geschlossen. Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe und die Wahrheit sage. Lecoq und die andern Generale waren beisammen. O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt ich mögen einer der Sünder sein! Wie standen sie ängstlich vor uns da, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, Magdeburg und Küstrin und Spandau und Stettin und Gott weiß welche Städte mehr hätten die Tore wohl eröffnet, warum doch ein gleiches nicht tun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen. – „Daß es geschehen, ist die Schmach, warum begierig nach Anderer Schande fragen, eine gleiche auf sich zu laden? Nach dem, was zu tun, um ehrenfest zu bleiben, fragt, und wir werden Antwort wissen!“ – Wir sind doch nur auf siebenzig Tage proviantiert. – „Auf siebenzig Tage doch. Wo ist sonst die sturmreife Bresche in unserm Hauptwall?“ – Es wird doch keines Nutzens sein. – „Wer fragt nach Nutzen? Aber auch also! Eine starke Kriegsmacht aufzuhalten und sonstiger Wirksamkeit zu entziehen, ist Nutzen. Und wißt ihr, ob das Kriegsglück nicht sich wenden, ob nicht ein Frieden noch geschlossen wird?“ – Es ist nun an keinen Frieden und an keinen Krieg mehr zu denken, und wir werden uns doch ergeben müssen. – „Und was gewinnt ihr, es jetzt zu tun? Zeit ist es immer noch, die Waffen zu strecken und hinzugeben die braven Bursche, die nicht also denken wie ihr!“ – Also verloren wir Zeit und Worte, und es fand sich nicht gleich einer, der da

gesprochen hätte: „Folgt mir!“ – Rhaden, ein Kind, das erst aus der Ingenieurakademie getreten, nahm wohl das Wort und trat aus sich heraus und redete gewaltig; herrlich ließ er den Schatten seines Ahnherrn aus dem Grabe steigen, das ihm auf den Wällen der Stadt, die er im Siebenjährigen Kriege verteidigt, aufgeschüttet, und stand mit gezogenem Degen fest da, einen gewaltigen Schwur vorsagend, aber er führte nur die Stimme des Vorwurfs und vermochte nicht die alten Bande gewohnter Subordination zu zerschlagen. O, hätt er sich uns zum Führer aufgeworfen, die Füße ihm küssend wären wir ihm gefolgt, und es stände anders um unsern Namen! Er beschwor töricht, als könnte der Dolch die Wunde heilen, die er geschlagen, diejenigen, die selber unterschrieben hatten, abzustehen und zurückgehend unsern Weg einzuschlagen. Er begehrte, als Sühnopfer für den Wortbruch, sein Haupt ins feindliche Lager darzubringen. Wir alle schrien: Das Los erwähle einen! Das Anerbieten ward abgelehnt; ein Trompeter mußte alsbald aufsitzen, und wir, mit Halbheiten, Vertröstungen, Versicherungen, es würde getan werden, was zu tun sei, eingewiegt, schwankend in halbem Glauben, gingen hinaus, angewiesen, die Bursche in Ruhe und in den Quartieren zu erhalten, da die an sie gelangende Kunde sie zu empören drohte. Zwei Artillerieoffiziere, die eigenmächtig ihre Leute auf den Wällen versammelt hatten, gaben willig ihre Degen ab und stellten sich in die Wache ein. – Es war später Abend.

Mehrere von uns fanden sich in das Kaffeehaus wieder ein und hielten sich dort versammelt. Ich redete unter ihnen: „Wer unterschrieben, hat selber sich gerichtet und gebunden, es ist nicht an ihn ferneres Zutrauen zu hegen.

Ohne Haupt sind wir, das ist das Gebrechen. Alle Eines Sinnes und fest auf uns vertrauend, laßt die Namen auf Zettel schreiben, in einen Hut werfen und schwingen, und das Los gebe uns ein Haupt. Laßt dann die Regimenter unter die Waffen treten, die Tore öffnen und ruft aus: Wer nicht kämpfen will, bis er falle, ziehe hin, wir brauchen seiner nicht. Schwört sodann in die Hände des neuen Kommandanten und laßt den König hoch leben; schickt aber alsbald auf das Fort, von dem wir nichts wissen, daß dort ein gleiches geschehe." Ich redete noch, da ward Alarm geschlagen. Es war 10 Uhr an der Zeit.

Die Bursche wußten sich verraten und ließen ihre Wut walten. Ein Magazin war eingebrochen. Die erste Idee war wohl, was man nicht genossen, zu zerstören, auf daß auch der Feind es nicht genösse. Der Alarm brachte noch die Regimenter und Bataillone zahlreich zusammen. Keiner erteilte Befehle. Man ging nicht auf die Wälle, sondern blieb auf offener Straße da. Man langweilte sich, ging endlich auseinander. Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stückknechte raubten, und die zerschlagenen Branntweinfässer mahnten den Soldat, das karg vorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wolle er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis am Morgen durch die Straßen fortdauerte. O mein Freund, am schreckhaftesten ist die Verzweiflung, wenn sie in die Gestalt der rauschenden Freude sich verkehrt! Das ist ihr Wahnwitz! – Ein solches

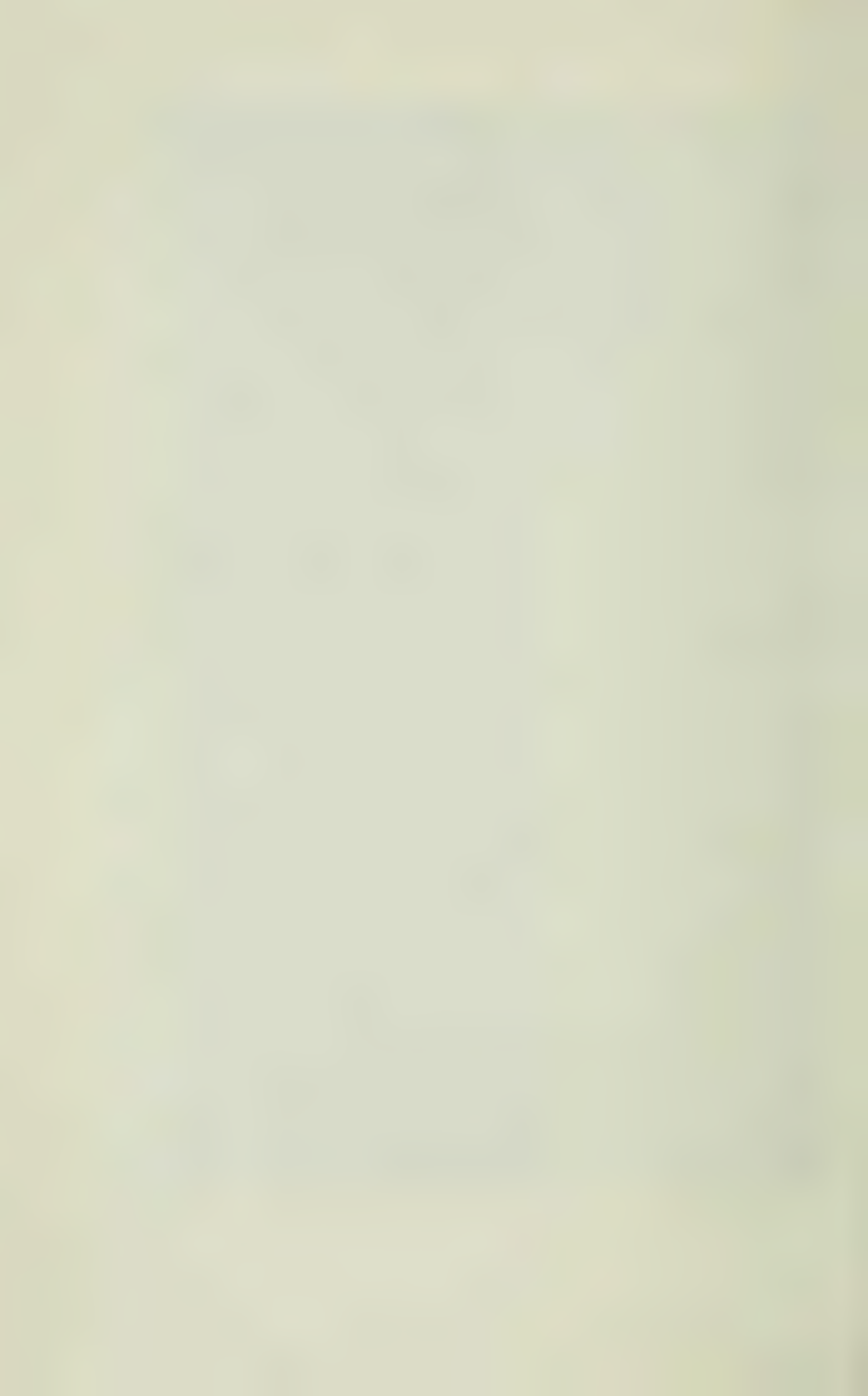
Schauspiel bot die Nacht dar, erhellt von den Blitzen des Salpeters. Die Wachten waren verlassen, vieles zog zu den offenen Toren hinaus; andere suchten den Kommandanten und schossen in seine Fenster. In jedem Augenblick erwartete ich ein gleiches Spiel mit dem Donner des Grobgeschützes beginnen zu hören und war gewärtig, die Pulvermagazine auffliegen und die Stadt in Brand auflodern zu sehen. – Ein Uhrmacherladen wurde geplündert, ein paar Bürger in ihren Häusern von verlorenen Kugeln getroffen; viele Soldaten fanden auf den Straßen ihren Tod. Eine Anekdote laß Dir erzählen, wie ein Feldwebel von Haack sie mir berichtet und der Prediger, bei dem ich heute der Gastfreundschaft genieße, sie auch von andern vernommen:

Bei der Kompagnie des Kapitäns von Britzke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnava, Soldatensöhne und Soldaten selbst. Ihre Geschichte zeugt, wie sie engverbunden stets in Freud und Leid aneinander gehangen. Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust und drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, nicht überlebend die Schmach ihrer Waffen.

Ich habe Dir die Nacht zu schildern gesucht; laß vom dämmernden Morgen mich schweigen. Sollt ich Dir die Haufen schildern der geschmähten zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschellt hätte, damit es nicht von andern Händen rühmlicher geführt würde als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte, da Betrunkene, die abgeworfenen Taschen



Wilhelm von Kobell: Die Schlacht bei Bar-sur-Aube 1814



durchsuchend, noch Patronen fanden und hin und her schwankend ihr Gewehr abfeuerten, – laß weg mich wenden von diesen Bildern.

Gegen 10 Uhr des Morgens, nachdem man mehreremal in der Nacht ins feindliche Lager gesandt hatte, marschierten mit rauschender Musik die Holländer zu den verlassenen Toren ein. Nicht Franzosen, nur Holländer hatten wir vor uns, und die höhnen uns, daß wir ihre schwache Zahl nicht verscheucht oder aufgehoben haben; selbst doch mit Aufopferung seiner Hab und Gut möchte mancher Bürger diese Schmach der Deutschen erkauft haben.

Übrigens habe ich mir nie verhehlt, daß Hameln schlecht zu verteidigen war. – Das Fort gestürmt, die Stadt bombardiert, in Einer Nacht mußten diese hölzernen Häuser mit den angefüllten Scheunen und unsern Hauptmagazinen in den Kirchen in Rauch aufgehen. – Die Graben sind breit, aber die Wälle nicht revetiert, und wir verstanden schlecht den Festungsdienst. Auch wäre gegen uns der Anschlag gelungen, der, während des vorigen Winters, gegen die Franzosen versucht werden sollte und dessen Ausführung nur der Herzog von Braunschweig hintertrieb. Nach der Übernahme im Frühjahr teilten mir ihn französische Offiziere mit, wie er zu ihrer Kenntnis gelangt, – eine falsche Attacke am Ostertor, und die wahre gegen die Insel über den Fluß. Daß man gegen uns die Truppen und die Offiziere, die hieselbst Dienste getan, stellen konnte, war noch ein Vorteil. Das neunzehnte französische Linienregiment muß bei der holländischen Armee sich befinden. Dem sei wie ihm wolle, jedes Verderben über uns, nur die Schande nicht, welche nichts abkauft!

Nun das Allgemeine verdorben, tritt die Sorge für das Eigene in tausendartigen kümmerlichen Gestaltungen schnell wieder ein, und jeder sucht das eigene Heil; welch greller Abstand der Bilder! Welche die Kapitulation gewesen, und ob sie gehalten wird, weiß keiner. Die Bursche werden zu einem Tore hinausgetrieben, eine scheue, wehrlose Herde, vermutlich nimmt man sie auf dem Glacis in Empfang, um sie zu transportieren. Morgen sollen wir Pässe erhalten. Kameraden haben mit Rührung Abschied von mir genommen, mir dankend, daß ich ausgeharrt und treu verblieben. Wo meine Bahn mich geführt, laß ich kein schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleib ich auf immerdar. Nicht werd ich noch dienen. Vielleicht, mein Freund, erwachen andere Zeiten, da ich froh zu einem Degen noch greifen kann, jetzt ist keiner da, den ich mit Freuden führen könnte. – Mag es vielleicht doch gut sein, daß die Dinge eben also sich wenden, wie wir es sehen. Ich rechte mit den Göttern nicht. Wo gebaut werden soll, muß zuvor geschleift werden; Gottesstrahl tut es, möge das Zeichen wahrgenommen werden.

Aber Du, mein vielgeliebter Freund, mögest Du eher auf einem Schlachtfeld, da es sich gut ruhet, bleiben, als solches erleben, wie ich erlebet! Der ich mein Herz mit den Gedanken des Geschehenen quälen muß, ich geselle Dich zu ihnen und schreibe an Dich bis in die späte Nacht hinein und weiß nicht, Guter, ob Dich der Brief antreffen wird. Lebe wohl. Adelbert.

Ich habe einen Paß nach Frankreich erhalten.

Was gilt es in diesem Kriege?

Von Heinrich von Kleist

1809

Gilt es, was es gegolten hat sonst in den Kriegen, die geführt worden sind, auf dem Gebiete der unermeßlichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeern geträumt hat?[1] Oder Genugtuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Beherrscher des Reichs anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind?[2] Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel gespielt wird; bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel, vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken, von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu schlagen und entweder zu siegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten, oder eine Schuldforderung geltend zu machen, oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Wert des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den

---

[1] Anspielung auf den „Prinzen von Homburg". — [2] Friedrichs des Großen Spott gegen die Pompadour.

silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist. Eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist, wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen, auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die, in freier Wahl, von der Gesamtheit aller Brüdernationen, gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die anderen am meisten lieben; deren Unschuld, selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnisvoll erweckt: dergestalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch, in den entferntesten Teilen der Welt noch, Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Übermut zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüt gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist, unermüdlich, einer Biene gleich, alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts, von Ursprung herein Schönes, in ihr selber wäre; in deren Schoß gleichwohl (wenn es zu sagen erlaubt ist!) die Götter das Urbild

der Menschheit reiner, als in irgendeiner anderen, aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts, in dem Wechsel der Dienstleistungen, schuldig geblieben ist; die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, stets unter den wackersten und rüstigsten tätig gewesen ist: ja, die den Grundstein desselben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibniz und Gutenberg geboren hat; in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Kepler der Gestirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat; die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joseph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die dem ganzen Menschengeschlecht angehört; die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden; eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben, und die nur mit Blut, *vor dem die Sonne verdunkelt*, zu Grabe gebracht werden soll.

Aufruf König Friedrich Wilhelms III.

An Mein Volk!

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher

jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Untertanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeit hoffte Ich, Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der

Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

Die deutsche Flotte

Von Georg Herwegh

1841

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach, mein Volk, heiß deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsche Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

Hinweg die feige Knechtsgebärde;
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von beßrem Stamme
Als du? von beßrem Stamme Rom?
Daß Hermann, dein gepriesner Ohm,
Mein Volk, dich nicht verdamme –
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe deiner Amme,
Wie seinem Quell dein Strom!

Wohl ist sie dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug entzückt:
Der Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast du sie deinem Gotte!

Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch *diese* Frucht sollst du ersiegen,
Wenn erst das Salz dein Ruder netzt,
Und all die Sterne, die sich jetzt
Stolz überm Haupt dir wiegen,
Gleich schmucken Sklaven dir zu Füßen liegen;
So zwischen zweien Himmeln hinzufliegen –
Dies Ziel ist dir gesetzt!

O blick hinaus ins Schrankenlose!
Bestürmt dein Herz nicht hohe Lust,
Wenn, wie an einer Mädchenbrust
Die aufgeblühte Rose,
Die Sonne zittert in des Meeres Schoße?
Und rauschen nicht der Tiefe tausend Moose
Dir zu: du mußt! du mußt!?

Gleicht nicht das heilge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Toten Asche mußt du streiten!
Ha! schlummern nicht aus deiner Hansa Zeiten
Auch deutsche Helden drin?

Wiegt sich nicht auf kristallnem Stuhle
Im Meer der Nereiden Schar,

Die sich ihr Schicksal Jahr um Jahr
Abspinnt von goldner Spule?
Lockt sie dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit Hohe Schule,
Lockt dich nicht die Gefahr? –

Das Meer wird uns vom Herzen spülen
Den letzten Rost der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unsre Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen;
Das Meer, das Meer macht frei!

Kühn, wie der Adler kommt geflogen,
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch schwebt der Geist des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Kolumb gezogen,
Geht Deutschlands Zukunft auf.

Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Lehen sein,
Das alle Zungen benedein
Und einen Purpur nennen.
Er soll nicht mehr um Krämerschultern brennen –
Wer will den Purpur von dem Kaiser trennen?
Ergreif ihn, er ist d e i n.

Ergreif ihn und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faß es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist leck,
Sei du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer;
O sprich, wann lodern wieder deutsche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör, Deutschland, höre deine Barden:
Dir blüht manch lustig Waldrevier –
Erbaue selbst die Segler dir,
Der Freiheit beste Garden,
Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden;
Bleib nicht der Sklave jenes Leoparden
Und seiner schnöden Gier!

Wen bittrer Armut Not erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnsucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaste:
Dem seis beim Schwanken einst der deutschen Maste,
Als ob er träumend noch zu Hause raste
Im kühlen Eichenwald.

Es wird geschehn! sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt,
Und einem Herrschermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde;
Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde,
Europas Schicksal wägt.

Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt,
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute;
Schon lehn ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vlies der Welt.

Thronrede König Wilhelms I.

in der außerordentlichen Sitzung des Reichstages des Norddeutschen Bundes vom 19. Juli 1870

Geehrte Herren vom Reichstage des Norddeutschen Bundes!

Als Ich Sie bei Ihrem letzten Zusammentreten an dieser Stelle im Namen der verbündeten Regierungen willkommen hieß, durfte Ich es mit freudigem Danke bezeugen, daß Meinem aufrichtigen Streben, den Wünschen der Völker und den Bedürfnissen der Zivilisation durch Verhütung jeder Störung des Friedens zu entsprechen, der Erfolg unter Gottes Beistand nicht gefehlt habe.

Wenn nichtsdestoweniger Kriegsdrohung und Kriegsgefahr den verbündeten Regierungen die Pflicht auferlegt haben, Sie zu einer außerordentlichen Session zu berufen, so wird in Ihnen wie in Uns die Überzeugung lebendig sein, daß der Norddeutsche Bund die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens auszubilden bemüht war, und daß, wenn Wir gegenwärtig diese Volkskraft zum Schutze Unserer Unabhängigkeit aufrufen, Wir nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht gehorchen.

Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen, deren Aufstellung und Beseitigung die verbündeten Regierungen gleich fernstanden und die für den Norddeutschen Bund nur insofern von Interesse war, als die Regierung jener uns befreundeten Nation daran die Hoffnung zu knüpfen schien, einem vielgeprüften Lande die Bürgschaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehre seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben auch nach Beseitigung jenes Vorwandes mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet.

Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat.

Es ist keine Überhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit

ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt.

Das deutsche wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

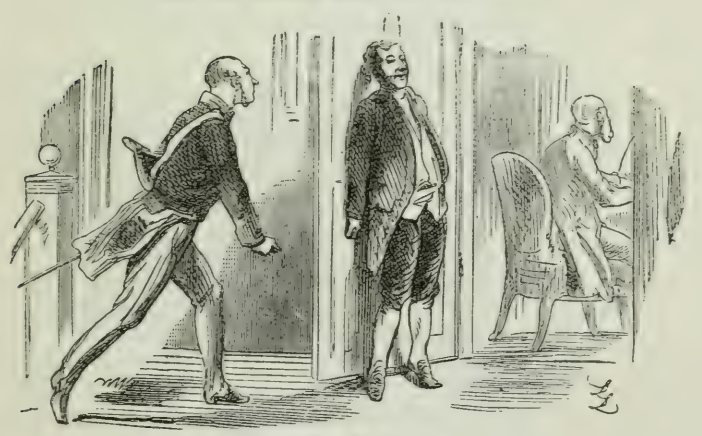
Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, getan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden Wir Uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalttat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war.

Soldatenlied



König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
Trank er seinen Kränchenbrunnen
Als ein König und ein Held.



Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,

Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt auf Spaniens Königsthron.



Wilhelm sagte: „Benedettig,
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand!
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Meinthalb aus dem Pfefferland!"



Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil ers nicht begreifen kann;

Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwenzelt,
Möcht es gerne schriftlich han.



Da sieht unser Wilhelm Rexe
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an;
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.



Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die „Stiebeln" kommen,
Die vordem sein Onkel trug.

Dieſe zog der Bonaparte
Grauſam an, und auch der zarte
Lulu nach den ſeinen frug.



So in grauſer Kriegesrüſtung
Rufen ſie in voller Brüſtung:
„Auf, Franzoſen! Übern Rhein!"
Und die Kaiſerin Eugenie
Iſt beſonders noch diejenge,
Die ins Feuer bläſt hinein.



Viele tauſend rote Hoſen
Stark, nun treten die Franzoſen

Eiligst untern Chassepot,
Blasen in die Kriegstrompete,
Und dem Heere à la tête
Brüllt der wackre Turico.

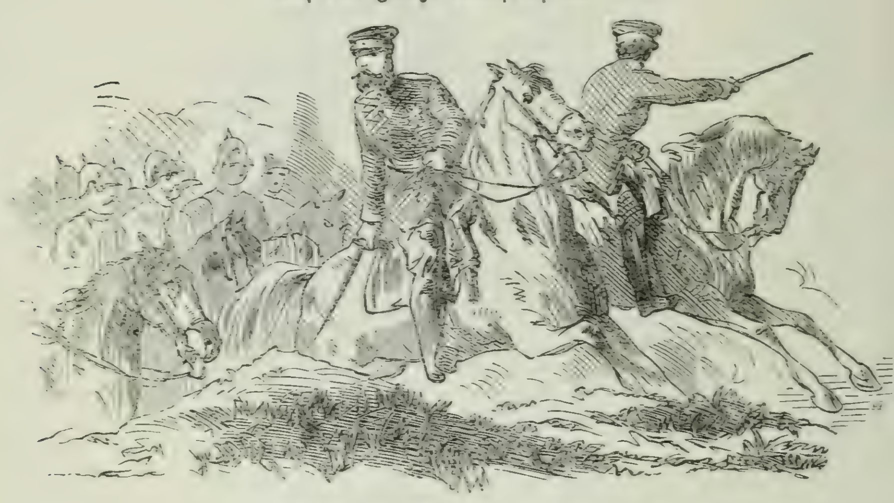


Der Zephire, der Zuave,
Der Spahi und jeder brave
Sohn der grrrrande nation;
An zweihundert Mitrailleusen
Sind bei der Armee gewesen,
Ohne sonstiges Kanon.



Deutschland lauschet mit Erstaunen
Auf die welschen Kriegsposaunen,

Ballt die Faust, doch nicht im Sack,
Nein, mit Fäusten, mit Millionen,
Prügelt es auf die Kujonen,
Auf das ganze Lumpenpack.



Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz, geh hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und — hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen,
Daß sie all die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß sie, ohne zu verschnaufen,
Bis Paris und weiter laufen;
Und wir ziehen hinterdrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und, ob wir uns gut geschlagen,

Weißenburg und Wörth kann sagen:
Denn wir schrieben dort mit Blut.



Ein Füsilier von dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Wolrad Kreusler

Sedan

König Wilhelm I. an die Königin Augusta

Auf dem Schlachtfelde vor Sedan, 1. September 1870, 7¼ Uhr
(Telegramm)

Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen, und der Kaiser Napoleon hat mir seinen Degen angeboten. Ich habe ihn angenommen und verlange die Kapitulation der Armee als Kriegsgefangene. Gott hat uns sichtlich gesegnet.

Wilhelm.

Vor Sedan, 2. September 1870, ½2 Uhr nachmittags
(Telegramm)

Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen

geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir übergeben, da er das Kommando nicht führte und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, sobald ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung! Wilhelm.

Vendresse, 3. September 1870

Abends 10 Uhr. Ich will noch rasch den gestrigen Tag erzählen. Da ich keine Meldungen von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchéry stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfelde um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, zugleich anzeigte, daß Napoleon früh 5 Uhr Sedan verlassen habe, nach Donchéry gekommen sei und Bismarck habe wecken lassen, der ihn vor einem kleinen, einzeln gelegenen Hause mit seinen Herren sitzend gefunden habe und ihm gesagt, er wünsche zu mir. Auf Bismarcks Bemerkung, daß ich in einigen Stunden gegen Sedan reiten würde, hat er sich mit B[ismarck] in das kleine Haus zurückgezogen und Konversation über ganz nichtssagende Dinge gepflogen. Da der Kaiser immer wieder auf ein Wiedersehen mit mir zurückkam, auf der Straße, die ich kam, aber kein ordentliches Lokal zu finden sei, ganz in der Nähe aber ein Schlößchen mit Park sich befand, so schlug dies Bismarck zum Rendezvous vor. Um 10 Uhr kam [ich] auf einer Höhe vor Sedan an. Ungefähr um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-

urkunde. Nach angehörten Erzählungen des oben Vorgetragenen, um 2 Uhr, setzte ich mich mit meiner und Fritzens Suite, vorauf die Kavalleriestabswache, in Bewegung zum Rendezvous. Beim Eintreten in den Park sahen wir die ganze Feldequipage in wohlbekannter Livree usw. des Kaisers, woraus es klar war, daß er Sedan verlassen hatte, um nicht mehr dahin zurückzukehren! Ich stieg vor dem Schlößchen ab und fand den Kaiser in einer Veranda vitrée, die in ein Zimmer führte, in das wir gleich eintraten. Ich begrüßte ihn mit Darreichung der Hand und den Worten: Sire, le sort des armes a décidé entre nous, mais il m'est bien pénible de revoir V. M. dans cette situation. Wir waren beide sehr bewegt. Er fragte, was ich über ihn beschlösse, worauf ich ihm Wilhelmshöhe vorschlug, was er annahm; er fragte nach dem Weg, ob über Belgien oder durch Frankreich, was letzteres angeordnet war, jedoch noch geändert werden könne (was auch geschehen ist). Er bat, seine Umgebung mitnehmen zu dürfen, die Generale Reille, Moskwa, Prinz Murat II. usw., ebenso, daß er seinen Hausstand beibehalten dürfe, was alles ich natürlich akkordierte. Dann lobte er meine Armee, vorzüglich die Artillerie, die nicht ihresgleichen habe (was sich in diesem Kriege vollkommen erwiesen hat), tadelte die Indisziplin seiner Armee. Beim Abschied sagte ich ihm, daß ich glaubte, ihn hinreichend zu kennen, um überzeugt zu sein, daß er den Krieg nicht gewünscht habe, aber zu demselben gezwungen zu sein! Er: Vous avez parfaitement raison, mais l'opinon publique m'y a forcé. Ich: L'opinion publique forcée par le ministère, ich hätte bei Ernennung dieses Ministeriums sofort gefühlt, daß der mit demselben eingetretene Prinzipien-

wechsel nicht zum Heil seiner Regierung ausfallen werde, was er achselzuckend bejahte. Die ganze Konversation schien ihm wohlzutun, und ich darf glauben, daß ich ihm seine Lage sehr erleichtert habe, und wir schieden beide tief bewegt! Was ich alles empfand, nachdem ich ihn vor drei Jahren im Kulminationspunkt gesehen habe, kann ich nicht beschreiben! Von diesem Rendezvous beritt ich von $1/_2 3$ bis $1/_2 8$ die ganze Armee um Sedan! Den Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich heute nicht beschreiben; ich war tief, tief ergriffen von so viel Beweisen der Liebe und Hingebung!!! Es war unbeschreiblich! – Die Armee, welche kapituliert, ist 60000 bis 70000 Mann, viele hundert Kanonen und unzähliges Material! Der Gefangenentransport ist eine wahre Kalamität. – Am 31. und 1. hat Manteuffel zwei energische Ausfälle aus Metz brillant zurückgeschlagen. Nun adieu mit bewegtem Herzen am Schluß eines solchen Briefes!!!

Dein W[ilhelm].

Brief an die Times vom 11. November 1870
Von Thomas Carlyle

Geehrter Herr!

Wahrscheinlich entstammt es einem liebenswürdigen Zug der Menschennatur, dieses billige Mitleid und Zeitungsgejammer über das gefallene und betrübte Frankreich; aber wenn es darauf angewandt wird, daß Frankreich seinen deutschen Eroberern Elsaß und Lothringen wird abtreten müssen, scheint es mir ein sehr nichtsnutziges, gefährliches und irregeleitetes Gefühl und beweist auf seiten Englands

Und ob mein H
Wirst du doch dr
Reich wie an Wa
Ist Deutschland j
Lieb Vaterland u. s. w.

So lang ein Tro
Noch eine Faust
Und noch ein Ar
Betritt kein Fei
Lieb Vaterland u. s. w.

Der Schwur erschal
Die Fahnen fla
Zum Rhein, zu

Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr u. Wogenprall:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht u. treu die Wacht am Rhein!

//

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell.
Der deutsche Jüngling fromm u. stark
Beschirmt die heil'ge Landesmark!
Lieb Vaterland etc.

//

Auf blickt er in des Himmels Blauen,
Wo todte Helden niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Der Rhein bleibt deutsch wie meine Brust!

//

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht!
Reich wie an Wasser deine Fluth
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb Vaterland u. s. w.

″

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand!
Lieb Vaterland u. s. w.

″

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir Alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Max Schneckenburger.
seinem Manuel!

eine sehr tiefe Unwissenheit in Sachen der gegenseitigen Geschichte Frankreichs und Deutschlands und des Verhaltens Frankreichs gegen dieses Land seit vielen Jahrhunderten. Es handelt sich für die Deutschen in dieser Krise nicht um „Großmut", um „heroisches Mitleid und Verzeihung einem gefallenen Feind gegenüber", sondern um derbe Klugheit und praktische Erwägung, was der gefallene Feind aller Wahrscheinlichkeit nach tun wird, wenn er erst wieder auf den Füßen steht. Deutschland hat über diesen Punkt eine Erfahrung von vierhundert Jahren hinter sich und dazu eine, die ihm in gräßlich instruktiver Art ins Gedächtnis geschrieben worden ist; wohingegen im englischen Gedächtnis, wenn sie überhaupt je darin war, jetzt nur eine geringe oder gar keine Spur davon zu merken ist . . .

Keine Nation hat je einen so schlimmen Nachbarn gehabt, wie Deutschland ihn in den letzten vierhundert Jahren an Frankreich gehabt hat; schlimm auf jegliche Art: frech, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich und immer angriffslustig.

Und nun gibt es ferner in der ganzen Geschichte keinen zudringlichen und ungerechten Nachbarn, der je so völlig blitzgleich und schimpflich zu Boden geschlagen worden wäre wie Frankreich jetzt von Deutschland. Deutschland hat nach vierhundert Jahren der Mißhandlung von seiten dieses Nachbarn und meist auch des Mißgeschicks schließlich das große Glück gehabt, seinen Feind völlig am Boden zu sehn; und Deutschland, sage ich unumwunden, wäre eine törichte Nation, wenn es nicht daran dächte, jetzt, wo es in der Lage dazu ist, etliche sichere Grenzzäune zwischen sich und einem solchen Nachbarn zu errichten.

Meines Wissens gibt es kein Naturgesetz und keinen himmlischen Parlamentsakt, wonach Frankreich als einziges von allen irdischen Geschöpfen nicht ein Stück von den Sachen, die es geraubt hat, wieder hergeben muß, wenn die Eigentümer, denen sie entrissen wurden, die Gelegenheit haben, sie wiederzubekommen. Keinem Menschen, außer in diesem Augenblick Frankreich selbst, kann es glaubhaft sein, daß es ein solches Naturgesetz gebe. Was Elsaß und Lothringen angeht, so wurde keins von diesen beiden Ländern auf so göttlichen Wegen von Frankreich erlangt, daß man das Obwalten eines solchen Naturgesetzes hier annehmen müßte. Die List Richelieus und das berühmte Schwert Ludwigs XIV., da haben wir die einzigen Besitztitel Frankreichs auf diese deutschen Länder. Richelieu schraubte sie los (und durch einen glücklichen Zufall wurde ein Turenne als General mit ihnen losgeschraubt; Turenne, der, denke ich, durch Blut und Gemütsart vorwiegend Deutscher gewesen wäre, wenn nicht Franz I. seinen Vorfahren, den kleinen Herzog von Bouillon... an sich gelockt und allmählich zum Franzosen gemacht hätte); Louis le Grand mit seinem Turenne als dem bedeutendsten aller modernen Generale besorgte das übrige, – abgesehen allerdings, sollte ich sagen, von dem Sengen und Brennen in der Pfalz, die vom Heidelberger Schloß an immer weiter abwärts verheert und verwüstet wurde, was Turenne nicht ordentlich besorgte, weswegen Ludwig einen andern hinschicken mußte. Überdies wurde sehr viel erpresserische Juristenpraxis ins Werk gesetzt; man darf da ruhig von Anwaltskniffen in schärfster Anwendung reden. Die Reunionskammern des großen Ludwig, die Kammer von Metz und die Kammer von Brissac, waren einst

bei uns in England und überall sonstwo jenseits des Rheins übel berüchtigt und gaben Grund zu lebhaften Beschwerden. Der große Ludwig gab, wenn man von seiner ironisch höflichen, erhabenen Haltung absieht, keine Antwort. Er betitelte sich auf seinen eigenen Münzen (écu von 1687, sagen die Numismatiker) Excelsus super omnes gentes Dominus, aber das ändert nichts daran, daß Advokatenkniffe der schlimmsten Sorte zu seinen Werkzeugen bei dieser Eroberung des Elsaß gehörten. Ja, was Straßburg angeht, gelang die Heldentat nicht einmal durch Advokatenkniffe und noch weniger durch ein Kriegsschwert, da bediente sich der Grand Monarque der Brechstange eines Einbrechers. Straßburg wurde in Zeiten tiefen Friedens besetzt, und zwar dadurch, daß die Stadtbehörden bestochen wurden, Verrat zu seinen Gunsten zu üben und eines Nachts seine Garnison einzulassen.

Und ebensowenig wurde das jungfräuliche Metz oder sonst eines von diesen drei Bistümern durch die Gewalt des Krieges an Frankreich gebracht; eher war es die Gewalt von betrügerischen Pfandleihern. König Heinrich II. (im Jahre 1552) erwarb diese Plätze – Protestanten hatten ihn in größter Not zu Hilfe gerufen – wir dürfen sagen, in Gestalt eines Pfandes. Heinrich zog mit flatternden Fahnen und unter Trommelschlag ein, „lediglich zum Schutz deutscher Freiheit, wie Gott bezeugen möge“; tat nichts für den Protestantismus oder die deutsche Freiheit (die deutsche Freiheit sorgte schnell dafür, sich in diesem Fall selbst zu helfen); und dann, wie ein Pfandleiher mit eherner Stirn, der der Gerechtigkeit ins Gesicht schlägt, lehnte er ab, die Plätze zurückzugeben – „hatte alte Rechte an sie“, die ihm

völlig unzweifelhaft waren, und konnte sie nicht zurückgeben. Und wollte nicht trotz allem Druck und allem Zureden. Der große Karl V., obwohl er dabei dem Protestantismus half, bemühte sich mit äußerster Anstrengung, die ihm wahrhaft das Herz brach, ihn dazu zu zwingen, aber es gelang ihm nicht. Dem gegenwärtigen Hohenzollernkönig, der im Vergleich mit ihm ein bescheidener und friedlicher Mann ist, gelang es. Ich halte es für völlig richtig, vernünftig und klug, daß Deutschland diese Länder von seinem unvergleichlichen Feldzug mit nach Hause bringt und sich durch eine tüchtige Befestigung seines eigenen alten Wasgau (Vogesen), seines Hunsrück, der drei Bistümer und durch andere militärische Machtmittel für die Zukunft gegen französische Besuche sichert.

Die Franzosen jammern schrecklich, es drohe ihnen ein „Verlust ihrer Ehre"; und jammernde Zuschauer flehen ernstlich: „Entehrt Frankreich nicht; laßt die Ehre des armen Frankreich fleckenlos". Wird es aber die Ehre Frankreichs retten, wenn es ablehnt, die Scheiben zu bezahlen, die es seinem Nachbarn mutwillig zerbrochen hat? Der Angriff auf des Nachbars Fenster war Frankreichs Schande. Äußerst entehrend für jede Nation war sein letzter Überfall auf Deutschland; ebenso groß war die Schande, wie dieser Überfall von seiten Frankreichs durchgeführt wurde. Die Ehre Frankreichs kann nur durch Frankreichs tiefe Reue gerettet werden und durch den ernsthaften Entschluß, es nie wieder zu tun – in aller Zukunft vielmehr das Entgegengesetzte zu tun. Auf diese Weise kann Frankreichs Ehre allmählich wieder zur Höhe des alten Glanzes erstrahlen – weit über den des ersten Napoleon hinaus,

nicht zu reden von dem dritten oder irgendeiner neueren Sorte – und kann unserer freiwilligen Liebe und dankbaren Achtung wieder all die feinen und liebenswürdigen Eigenschaften zeigen, mit denen die Natur Frankreich ausgestattet hat.

Fürs erste, muß ich sagen, sieht Frankreich mehr und mehr wahnsinnig, erbärmlich, schimpflich, jämmerlich und sogar verächtlich aus: Frankreich weigert sich, die Tatsachen, die greifbar vor ihm liegen, und die Strafen zu sehen, die es selbst über sich gebracht hat. Ein Frankreich, das ohne erkennbares Haupt anarchisch zusammengebrochen ist; Haupt oder Führer nicht mehr zu unterscheiden von Füßen oder Gesindel; Minister, die in Luftballons auffliegen, deren einziger Ballast schändliche öffentliche Lügen, Proklamationen von Siegen sind, die von der Phantasie ausgeheckt wurden; eine Regierung, die von Anfang bis zu Ende aus Verlogenheit besteht und die gewillt ist, lieber das gräßliche Blutvergießen weitergehn und noch schlimmer werden zu lassen, als daß *sie*, diese famosen Geschöpfe der Republik, aufhören sollten, die Führung zu haben: ich weiß nicht, wann und wo eine Nation zu sehen war, die sich so mit *Unehre* bedeckt hat. Wenn Frankreich unter der Menge teilnehmender Zuschauer irgendeinen wahren Freund hat, so müßte sein Rat an Frankreich sein, all das aufzugeben und nie wieder darauf zurückzukommen. Frankreich sollte wirklich wissen, daß man schon längst entdeckt hat, daß es lediglich zu den Toren des ewigen Todes führt und allen Menschenkindern verboten ist, seine Zuflucht zur Lüge zu nehmen! Frankreich sollte wissen, daß seine einzige Hoffnung ist, die Tatsachen, die sich eingefunden haben, anzu-

erkennen und einzusehen, daß sie auf Frankreichs eigene Einladung gekommen sind; einzusehen, daß es selbst, eine Masse übergüldeter, stolz gefirnißter Anarchie, willkürlich einen Nachbarn beschimpft und zu einem Duell auf Leben und Tod herausgefordert hat, der nicht anarchisch, sondern noch in einer friedlich-menschlichen, nüchternen und gezügelten Verfassung ist – und daß der Erfolg war, wie er sein mußte. Ein Erfolg, wie ihn eine Schar sanguinischer Marktschreier gegen eine mazedonische Phalanx erzielen muß – und nun liegt das Land da, in schimpfliche Trümmer und Ohnmacht gesunken, und bezeugt vor Gott und den Menschen, was für eine Menge Verfaultheit, Anarchie und versteckte Gemeinheit in ihm war. Frankreich sollte wissen, daß es unerbittliche Tatsache ist, daß es keinerlei Möglichkeit mehr hat, den siegreichen Deutschen zu widerstehen, und daß sein ganzer Witz nichts weiter tun kann, als diese Tatsache in seinen erstaunten Geist aufzunehmen: nämlich einzusehen, daß besagte Tatsache, so verhaßt sie auch ist, doch unerbittlich ist und vollzogen werden muß – je eher, je billiger. Eine bittere Lehre für das großsprecherische Frankreich; aber Frankreich, wollen wir hoffen, hat noch genug Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit in sich, um eine Tatsache als eine wahrhaft diamantene Wesenheit zu akzeptieren, die sich nicht ungestraft Widerstand bieten läßt und gegen die selbst Götter nichts ausrichten können.

In Wahrheit jedoch ist die Menge bewußter Verlogenheit, die das amtliche wie das übrige Frankreich in letzter Zeit, besonders seit Juli aufgebracht hat, eine wunderbare und furchtbare Sache. Und leider ist selbst sie klein im Vergleich zu dem Selbstbetrug und der „unbewußten Verlogen-

heit", die seit langem unter den Franzosen herrscht und die noch ärger und giftiger ist, obwohl sie nicht als Gift etikettiert wird. Für mich ist das betrüblichste Symptom in Frankreich manchmal die Gestalt, in der seine „Männer des Geistes", seine höchsten literarischen Sprecher, welche Propheten und Seher der Nation sein sollten, gegenwärtig dastehen und in der Tat schon seit einer Generation dagestanden haben. Unverkennbar ist es ihr Glauben, daß neue Himmelsweisheit aus Frankreich über all die andern Nationen, die im Schatten liegen, ausstrahle, daß Frankreich der neue Zionsberg des Weltalls sei, und daß all das traurige, schmutzige, halbwahnsinnige und zum großen Teil höllische Zeug, das die französische Literatur uns in den letzten fünfzig Jahren beschert hat, ein wahrhaftes neues Himmelsevangelium sei, das Segen für alle Menschensöhne in sich trage. Ach, man versteht es, daß Frankreich seine große Revolution gemacht hat, daß es seinen erschrecklichen Ruf der Verdammnis gegen eine Welt von Menschenlügen ausgestoßen hat und wie mit der Posaune des Jüngsten Gerichts verkündet hat, es solle keine Lügen mehr geben. Ich nenne das oft eine himmlisch-höllische Erscheinung – die denkwürdigste seit tausend Jahren in unsrer Welt; alles in allem eine transzendente Empörung gegen den Teufel und seine Werke (denn Lügen sind samt und sonders vom Teufel und für den Menschen Gift). Dafür lieben und ehren wir alle Frankreich. Und wahrlich sind jetzt alle Nationen eifrig genug dabei, Frankreich darin zu folgen! Auf allen Seiten der zivilisierten Welt ist in gewisser Art nichts bemerkenswert, als daß die ganze Welt in tiefem und wildchaotischem Aufstand gegen die Lügen

steht, nun, koste es, was es wolle, allen Lügen ein Ende zu machen. Ein unerläßlicher Kampf, so häßlich er auch ist. Wohlgetan, dürfen wir zu alledem sagen; denn er muß allem und jedem vorausgehn –: aber ach, all das ist noch nicht der Sieg; es ist nur der halbe Kampf und die viel leichtere Hälfte. Die unendlich schwerere Hälfte, die ebenso unerläßlich oder noch unentbehrlicher ist, besteht darin, an Stelle der abgeschafften Lügen, die vom Teufel waren, die gangbaren Wirklichkeiten durchzuführen, die wahrhaft und von Gott sein sollten. Diese *erste* Hälfte des Kampfes, ich bin glücklich, es zu sehen, ist nun gesichert, kann nun nie mehr anders aufhören als durch den Sieg; sein weiterer Verlauf aber, das sehe ich auch, muß unter einer besseren Leitung als der Frankreichs stehen, wenn er nicht für immer scheitern soll. Die germanische Rasse, nicht die keltische, muß jetzt die erste Rolle in diesem ungeheuren Weltdrama spielen; und von den Germanen erwarte ich bessere Erfolge. Schlechtere können nicht gut kommen. Frankreich hat mit fürchterlichster Aufbietung aller Kräfte, die nunmehr einundachtzig Jahre währt, in diesem Punkt für sich und die Welt nichts oder noch weniger erreicht – genau arithmetisch gesprochen: Null mit dem negativen Vorzeichen. Seine Propheten prophezeien ein eitles Ding; sein Volk wankt in der Finsternis umher und ist weit in die Irre gegangen.

Solche Propheten und solch ein Volk – die es auf dem Weg des Betrugs und des Selbstbetrugs weit gebracht haben! „Arger Täuschung überliefert“, wie die Schrift sagt; bis ihnen schließlich die Lüge geradezu als Wahrheit erscheint. Und nun scheinen sie, in ihrer würgenden Not und äußersten Gefahr, keine weitere Hilfe zu haben als

wiederum Selbstbetrug und die Gaskonade des Heldenspielers. Sie wähnen, Helden zu sein. Sie wähnen, sie seien der „Christus der Völker“, ein unschuldiges, gottgleiches Volk, das mit der Bestimmung, uns alle zu erlösen, für die Sünden aller Völker zu leiden habe –: geben wir uns der Hoffnung hin, daß das mit dem „Christus der Völker“ das Nonplusultra der Sache ist. Ich wollte, sie würden untersuchen, ob es in unserer Zeit nicht genau so gut wie einen Christus der Völker auch einen Cartouche der Völker geben könnte! Cartouche hatte manche ritterliche Eigenschaften, wurde viel bewundert und in seinen Leiden viel beklagt; und fand viele Damen, die, während der unerbittliche, unerläßliche Galgen auf ihn wartete, Locken seines Haares von ihm erbettelten. Aber als es zum Schluß kam, gab es keine Rettung für Cartouche. Er täte besser, sich dem deutschen Polizeibeamten zu fügen, dessen feste Hand ihn so gräßlich an der Gurgel gepackt hat; einen Teil seiner gestohlenen Sachen herauszugeben; ganz und gar aufzuhören, ein Cartouche zu sein, und zu versuchen, wieder ein Ritter Bayard unter verbesserten Verhältnissen und ein Segen und eine erquickliche Wohltat für alle seine Nachbarn zu werden – anstatt gar zu sehr das Gegenteil wie jetzt! Fest steht auf jeden Fall, so seltsam es auch Frankreich scheinen mag: ganz Europa eilt nicht, in Dankbarkeit für die himmlische „Erleuchtung“, die ihm von Frankreich zugeflossen ist, zur Rettung herbei; auch könnte ganz Europa, selbst wenn es wollte, im Augenblick diesen schrecklichen Kanzler nicht hindern, seinen eigenen Weg zu gehn. Metz und der Grenzwall werden, denke ich, den Händen dieses Kanzlers schwerlich mehr entrissen werden können.

Vor etwa hundert Jahren bestand in England der lebhafteste Wunsch und zu einer Zeit eine tatsächliche Bemühung und Hoffnung, Elsaß und Lothringen den Franzosen wieder abzunehmen. Lord Carteret, der nachher Lord Granville hieß (übrigens in keinem Sinn ein Vorfahr unseres jetzigen Lords gleichen Namens), den manche, einzig Lord Chatham ausgenommen, für den klügsten Staatssekretär des Auswärtigen halten, den wir je hatten, und der besonders der „einzige Sekretär war, der je Deutsch sprach oder überhaupt etwas von deutschen Angelegenheiten verstand", hatte gerade an diesen Gegenstand sein Herz gehängt und hatte schöne Aussichten, es durchzusetzen – wenn nicht unser armer lieber Herzog von Newcastle ihn davon abgedrängt hätte und dazu noch aus dem Amt in düsteren Überdruß (und überdies in zuviel Weingenuß, sagt Walpole) und in völlige Vergessenheit bei seiner Nation, die außer Chatham sich an keinen seinesgleichen zu erinnern hat. Daß Bismarck, und Deutschland mit ihm, jetzt bei dieser günstigen Konjunktur mit der nämlichen Forderung auftritt, überrascht mich gar nicht. Nach solch einer Provokation und nach solch einem Sieg scheint der Entschluß vernünftig, gerecht und sogar bescheiden. Und in Anbetracht alles dessen, was sich seit der denkwürdigen Katastrophe von Sedan ereignet hat, würde ich es dem gesunden Verstand und der Mäßigung des Grafen Bismarck zutrauen, daß er dabei verbleibt, nicht mehr verlangt, entschlossen ist, nicht weniger zu nehmen und auf den angemessensten Wegen mit kühler Ruhe diesem Ziel näher rückt. Von der „Belagerung von Paris", die wie die ungeheuerlichste und häßlichste tragische Posse aussieht, die je auf Erden gespielt worden ist, hofft Bismarck

offenbar, daß sie nie zum äußersten Bombardement, zu millionenfachem Hungertod oder dazu führen muß, daß Paris mit seinen Holzlagern und Asphaltstraßen durch Bomben und glühende Kugeln in ein Flammenmeer verwandelt wird. Sorgsam, Tag um Tag, scheinen diese Preußen, nie rastend und nie zu eilig, und sie kennen das Sprichwort: „Was lange währt, wird gut". Ich glaube, Bismarck wird sein Elsaß und soviel er von Lothringen braucht, bekommen, und glaube ferner, daß das ihm und uns und der ganzen Welt und allmählich sogar Frankreich sehr gut tun wird. Das anarchische Frankreich bekommt hier seine erste strenge Lektion – ein schrecklich drastisches Abführmittel für das arme Frankreich! und es wird gut für das Land sein, wenn es seine Lektion ordentlich lernen kann. Kann es das nicht, so wird es noch eine bekommen und immer noch eine; gelernt muß die Lektion werden.

Beträchtlich falsch ist die Auffassung, die über Herrn von Bismarck in England noch herrscht. Die englischen Zeitungen, fast alle, scheinen mir erst auf dem Wege zu einem wahren Verständnis Bismarcks, aber noch nicht angelangt. Die ständige Vergleichung, die vor zehn Jahren überall zu finden war, zwischen dem wahnsinnigen Bismarck und seinem dito König mit Strafford und Karl I. in ihrem Kampf gegen unser langes Parlament (eine Gleichheit wie zwischen Macedon und Monmouth, aber keine größere), ist jetzt von der Erde verschwunden, nicht der leiseste Ton ist mehr davon zu hören. Die pathetische Niobe von Dänemark, der man mit Gewalt ihre Kinder genommen hat (welches gestohlene Kinder waren, die überdies von Niobe Dänemark schrecklich schlecht gepflegt wurden), ist auch so ziemlich

erledigt und wird ganz und gar verschwinden, sowie die Tatsachen bekannt werden. Bismarck, wie ich ihn lese, ist nicht ein Mann mit „napoleonischen" Ideen, sondern mit solchen, die napoleonischen weit überlegen sind; zeigt keine unüberwindliche „Ländergier" und wird auch nicht von „gemeinem Ehrgeiz" geplagt usw., sondern hat Ziele, die weit über dieser Sphäre liegen, und scheint mir in der Tat mit starker Fähigkeit, durch geduldige, große und erfolgreiche Schritte einem Ziele zuzustreben, das für die Deutschen und für alle andern Menschen segensreich ist. Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland endlich zu einer Nation geschweißt wird, und daß diese statt des windigen, nach eitlem Ruhm dürstenden, gestikulierenden, streitsüchtigen, unruhigen und übermäßig reizbaren Frankreich die Königin des Festlandes werden wird, das scheint mir die hoffnungsvollste öffentliche Tatsache, die sich in meinem Leben ereignet hat.

Übertragung von Hedwig Lachmann

Gruß an die deutschen Brüder

Von Emanuel Hiels

1870

Wie sollen wir euch danken, o deutsche Bruderschar,
Euch, die durch mutig Kämpfen uns schützten in Gefahr
Vor welschen Räuberbanden, die von dem deutschen Rhein
Wie von der Maas und Schelde die Herren wollten sein.

Wie sollen wir euch danken, euch, die das junge Blut
So freudiglich vergossen in vaterländschem Mut,

Die sterbend durften singen: Frei bleibt der deutsche Rhein,
Sie sollen ihn nicht haben, ob sie sich heiser schrein!

Ach ihr, die ihr zerschlagen, geknickt, zum Tode wund,
Ach ihr, die ihr begraben im fremden fränkschen Grund,
Wie sollen wir euch danken? Durch euren Heldentod
Erlöset ihr auch Flandern aus Zwang, Gefahr und Not.

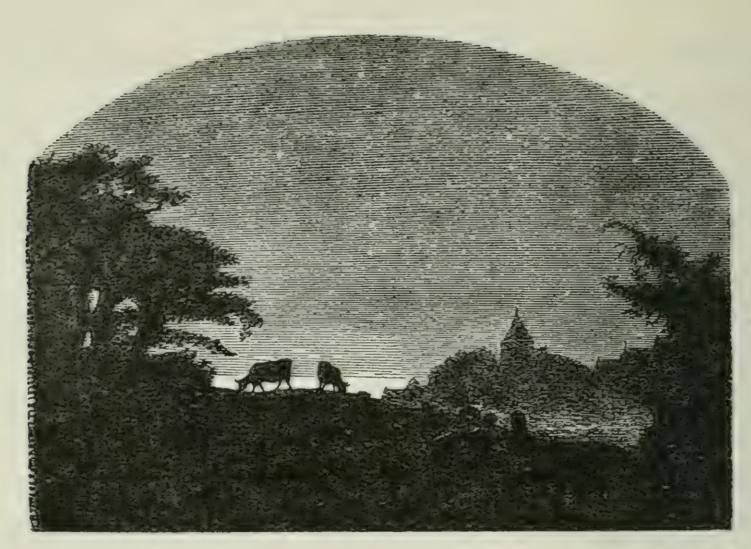
Wir müssen euer denken mit wahrer Bruderpflicht,
Doch auch dem Vaterlande das Herz enthalten nicht,
Mit ganzer Seele würdgen den großen Kampfespreis
Und Deutschlands Ruhm vermehren durch eignen Fleiß
und Schweiß.

Ja, unsre Kinder lehren, wie Ehrlichkeit und Treu
Dem deutschen Volk zu eigen, sein Pol und Leitstern sei,
Daß Kenntnis, Wissenschaften verdoppeln Kraft und Macht,
Daß Mut und Selbstvertrauen stets sind die stärkste Wacht.

Daß heimsche Sprach und Sitte, wie eine reine Blum,
Entwickeln eigne Schönheit, begründen ewgen Ruhm,
Daß man das falsche Welsche ersticken muß mit Mut;
Denn es befleckt die Seele, ist Gift in Saft und Blut.

So müssen wir euch danken, die ihr den Übermut
Der Welschen habt gebrochen, dem Volk zum Heil und Gut.
Und die ihr sterbend fielet im roten Siegesschein? –
Wir singen eure Ehre, und Ruhm dem deutschen Rhein.

Aus dem Flämischen von Klaus Groth



O. Speckter

Tod in Ähren

Von Detlev von Liliencron

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben,
ein letzter Traum, ein letztes Bild,
sein brechend Auge schlägt nach oben:

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

Die Gründung des neuen Deutschen Reiches

Von Dietrich Schäfer

Da in Deutschland und in Frankreich, und man kann wohl sagen, überhaupt in der Welt, keinem Denkenden entgehen konnte, daß ein Krieg zwischen den beiden Völkern unvermeidlich war, so konnte es für die beiderseitigen Staatenlenker keine andere Aufgabe mehr geben, als tunlichst dafür zu sorgen, daß er zu passender Zeit ausbreche. Welche Erweiterung der Gegnerschaft durch die napoleonischen Bündnisbestrebungen drohte, war der preußischen Staatsleitung nicht unbekannt, auch nicht, daß jede weitere Verzögerung in bezug auf militärische Ebenbürtigkeit Frankreich zugute kommen müsse. Ihr konnte daher eine Beschleunigung der Entscheidung nur recht sein. Diese Sachlage erkannt und mit meisterhaftem Geschick und bewundernswerter Entschlossenheit ausgenutzt zu haben, bleibt das überwältigende Verdienst, das sich Bismarck um die Erfolge von 1870 und die Begründung des Deutschen Reiches erworben hat.

Die Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Königsthron ist ohne Zutun Preußens aufgetaucht und der französischen Regierung nicht viel später bekannt geworden als der preußischen. Sie hat lange geringe Aussicht auf Verwirklichung gehabt, weil der Kandidat sich ablehnend verhielt; auch brachte König Wilhelm der Sache keine Sympathie entgegen. Bismarck dagegen behielt sie im Auge. Er wollte vor allen Dingen nicht gelten lassen, daß man irgendwelchen Anlaß habe, Rücksicht zu nehmen auf französische Empfindlichkeiten, einem Zwist mit

Frankreich unter allen Umständen aus dem Wege zu gehen. Im März 1870 hat er die Angelegenheit durch die Sendung des Majors von Versen und Lothar Buchers nach Spanien wieder in Fluß gebracht, nachdem sie schon ins Stocken geraten war. An der erfolgten Verständigung zwischen Frankreich und Österreich konnte damals kein Zweifel mehr sein. Am 16. Juni hat dann Prinz Leopold die Kandidatur angenommen.

Es hätte in der Macht der französischen Regierung gelegen, sich über den Gang der Verhandlungen in allen entscheidenden Wendungen zu unterrichten. Als am 2. Juli ihrem Vertreter in Madrid, am nächsten Tage ihr selbst in Paris durch den spanischen Botschafter die offizielle Anzeige zukam, gefiel ihr die Rolle des völlig Überraschten, Hintergangenen. Die lärmende Art, in der sie vor ganz Europa Genugtuung forderte und alsbald die Leidenschaft der Nation entflammte, das ungestüme Drängen beim preußischen Könige, einen Einfluß geltend zu machen, den er sich nicht zuschreiben lassen wollte, endlich nach dem Verzicht des Prinzen die Zumutung, daß der König diesen noch besonders gutheiße und verspreche, nie wieder einzuwilligen, wenn etwa eine Kandidatur Hohenzollern abermals auftauchte, schufen eine Lage, in der nur noch das Schwert entscheiden konnte. Es war offensichtlich, daß die französische Regierung die Gelegenheit für günstig erachtete, der preußischen Krone eine tiefe Demütigung zu bereiten, eine Demütigung, die schwerer getroffen hätte als einst die von Olmütz. Obgleich der König die Kandidatur Leopolds nicht betrieben und kaum gefördert hatte, hätte doch ein Rücktritt von derselben in der Form, wie sie von Paris her verlangt wurde, sein Ansehen vor

Europa und vor allem vor seinem eigenen und dem gesamten deutschen Volke schwer erschüttert.

Eine derartige Zumutung forderte eine Genugtuung; man konnte sich nicht einfach damit zufrieden geben, daß sie abgelehnt war. Darüber bestanden für Bismarck keine Zweifel. So hat er der Nachricht seines Königs über die Emser Vorgänge vom 13. als beauftragter Redaktor die Form gegeben, die dem Wesen und der Tendenz des französischen Auftretens entsprach, und die dem Gegner klarmachte, daß es nun Preußen sei, das Forderungen zu stellen habe. Die französische Regierung erklärte sich für beschimpft und beleidigt, als sie auf ihr Vorgehen die richtige Antwort erhalten hatte, und der Krieg war entschieden. Bismarcks klare Auffassung der Lage und seine kühne Entschlossenheit in der entscheidenden Stunde aber soll das deutsche Volk ewig in dankbarem Herzen bewahren, denn ihm ist es zuzuschreiben, daß wir den letzten und größten Krieg um unsere Existenz und um unser Recht als Volk zu glücklicher Stunde haben führen können.

Es ist sicher, daß die verhängnisvollen Schritte, die von der französischen Regierung in den Tagen vom 5. bis 15. Juli 1870 getan wurden, nicht ausschließlich, wohl nicht einmal überwiegend auf Rechnung des Kaisers selbst zu setzen sind. Er hat den Krieg genau so sehr gefürchtet, wie er von seiner Notwendigkeit überzeugt war. Zwischen diesen Extremen schwankte er unsicher hin und her, an Körper und Geist schon zu sehr geschwächt, als daß er in schwierigen Fragen unbeeinflußte Entschlüsse hätte fassen können. Einen brauchbaren Kriegsfall sehnte er gewiß herbei, aber es ist mehr als fraglich, ob er, auf sich allein gestellt, diesen und gerade in diesem Augenblicke brauchbar gefunden haben würde. Zur Unzeit war

ein Gramont Minister des Auswärtigen und Ollivier Ministerpräsident. Es rächte sich, daß Napoleon bedeutende Männer nie hatte neben sich dulden können, wie das ja in der ganzen Art seines Regimentes lag. Sicher aber ist – obgleich sich im Corps législatif eine kleine opponierende Gruppe fand –, daß die ungeheuere Mehrheit des französischen Volkes die Politik seiner Regierung billigte. Frankreich hatte durchaus unrecht, seine Hände in Unschuld zu waschen, als der Feind auf seinem Boden stand; es war gleich schuldig, ja schuldiger als sein Herrscher, auch Thiers, obwohl er in der Kammer zu den Opponenten gehörte. In wilder Leidenschaftlichkeit loderte der Kriegseifer empor, der so oft die Rechte der Nachbarn mit Füßen getreten hatte. War es doch gerade diese Seite des nationalen Empfindens gewesen, die Napoleon III. auf die Bahn der Eroberungslust und der Abenteuer getrieben hatte.

Der Widerhall von jenseit des Rheines blieb nicht aus. Wer die Juli- und Augusttage 1870 mit Bewußtsein durchlebte, kann sagen, daß er die schönsten Tage deutscher Geschichte sah. Was Preußen 1813 bewegte, erfaßte jetzt Deutschland. Der Süden hatte einige Tage geschwankt. Die Volksstimmung war nicht preußenfreundlich. Beust hatte nicht so unrichtig geurteilt. Was sollte man sich schlagen für eine dynastische Frage der Hohenzollern? Da kam die Nachricht von König Wilhelm und Benedetti in Ems. Im Norden atmete man erleichtert auf. Endlich der rechte Ton! Im Süden aber zündete der sprühende Funke deutscher Kraft in der deutschen Antwort. Was noch zurückhalten wollte, ward übertönt. Zurückbleiben, während der Norden mit Frankreich rang? Unmöglich! „Alldeutschland nach

Frankreich hinein!" Und es erscholl jetzt eine andere Losung als die, mit der einst Fichte seine Schüler entlassen hatte: „Siegen oder sterben!" Es war die Heinrich von Treitschkes: „Siegen um jeden Preis!" Man war sich bewußt, daß man den Franzosen gewachsen sei. Ohne Überhebung ging man in den Kampf, aber mit dem sicheren Gefühl der Kraft.

Und dann kamen nach den Tagen banger Spannung, ob nicht der Feind, der so plötzlich den Frieden gestört hatte, vollgerüstet über die Grenzen hereinbrechen werde, die ersten Siegesnachrichten, kamen von der Armee des Kronprinzen, der auf seiner Reise durch den Süden die Herzen im Sturme gewonnen hatte, und unter dessen Führung Schlesier, Hessen und Thüringer, Bayern, Württemberger und Badenser in treuer Waffenbrüderschaft gemeinsam ihr Blut vergossen. Als am 6. August Wörth und Spicheren geschlagen waren, war die deutsche Überlegenheit offenkundig. Die Franzosen wichen nach Metz und über die Mosel zurück. Der Angriff vom 14. August auf ihre Stellung auf den Höhen diesseit der Festung verzögerte ihren weiteren Rückmarsch. Als sie ihn zwei Tage später fortsetzen wollten, stießen sie auf der südlichen der von Metz westwärts führenden Straßen bei Vionville auf das brandenburgische Korps von der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Im blutigsten Ringen des ganzen Krieges zwangen die von Niedersachsen und Westfalen unterstützten Märker den weit überlegenen Feind, den Abmarsch auf dieser Straße einzustellen. Er wagte ihn dann auch nicht mehr auf der nördlichen, und am 18. gelang es den vereinten Anstrengungen der ersten und zweiten Armee unter persönlicher Führung des Königs, durch die schweren Kämpfe von St. Privat und Gravelotte Frank-

reichs Hauptheer in die Umwallungen der Moselfestung einzuschließen.

Man behielt genügend Streitkräfte frei, um den Marsch gegen Paris fortzusetzen. Mac Mahons Versuch, mit der bei Wörth geschlagenen, jetzt aber durch Zuzug mehr als verdoppelten Armee Bazaine in Metz zu entsetzen, führte zur Katastrophe von Sedan. Die deutsche Heeresleitung erriet früh genug die Absicht des Feindes, um ihre Streitkräfte rechts herumzuwerfen und trotz der Schwierigkeiten des Geländes den Gegner gegen die belgische Grenze zu zwingen und dort zu umstellen. Hätten Kaiser und Marschall die Verbindung mit Metz von Süden statt von Norden her gesucht, so wäre allerdings die Fühlung mit Paris eine losere geworden, aber unmöglich hätte der Ausgang vernichtend werden können. Jetzt geriet mit dem Kaiser der gesamte Rest der Feldarmee bis auf einige Divisionen in deutsche Gefangenschaft. Nie war eine Kapitulation von solchem Umfange durch eine Feldschlacht erzwungen worden. Maxen, Ulm, Prenzlau, Bailen waren glückliche Handstreiche, verglichen mit Sedan.

Die Gefangennahme des Kaisers äußerte auch sofort ihre politische Wirkung. Sein Unglück ward das seiner Dynastie. Die Republik trat an die Stelle des Kaiserreichs. Allerdings war sie so wenig wie dieses der Friede. Es gehört zu den wunderlichsten Entgleisungen der so oft fehlgehenden öffentlichen Meinung, daß man in Frankreich glauben konnte, man habe die völkerrechtlichen Sünden der Jahrhunderte gesühnt durch Änderung der Regierungsform. In Deutschland forderte man mit Recht Sicherheit gegen weitere Friedensstörungen, und die war nur zu erlangen, wenn man die

französischen Bollwerke und Ausfalltore, Metz und Straßburg, in eigene Obhut nahm. Man „kämpfte gegen Ludwig XIV.".

Fast ohne reguläre Armee zeigte Frankreich doch noch eine bewundernswerte Widerstandskraft. Als Diktator stampfte Gambetta neue Heere aus dem Boden, die sich mit staunenswerter Raschheit organisierten. Das umzingelte Paris widerstand länger als vier Monate. Die Einschließung konnte gegenüber dem von Westen andrängenden neuen Heere nur aufrechterhalten werden, weil Metz zur rechten Stunde erlag, und auch Bazaines Armee, noch wesentlich stärker als die von Sedan, nach Deutschland wandern mußte. In den folgenden Monaten konnte man die Ersatzarmeen Chanzys und Faidherbes, die eine weit nach Westen, die andere in den äußersten Norden zurückwerfen. Der Versuch Bourbakis, die Belagerung von Belfort zu brechen und durch das Tor zwischen Jura und Vogesen nach Oberdeutschland vorzudringen, endete mit dem Übertritt seiner Armee in die Schweiz. Über die Hälfte der französischen Streitkräfte, und zwar die weitaus bessere Hälfte, hatte jetzt außerhalb des Landes Quartier nehmen müssen. Inzwischen war Paris dem Hunger erlegen.

Noch ehe es aber fiel, ist am 18. Januar König Wilhelm im Thronsaal von Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden. Es ist wie eine Nemesis der Geschichte, daß gerade an dieser Stätte die deutsche Einheit erstehen mußte. Am 21. März trat in Berlin der erste Deutsche Reichstag zusammen. Der Frankfurter Friede bestätigte am 10. Mai die Errungenschaften des Krieges. „Das verlorene Gut an den Vogesen", wo „es galt, deutsches Blut vom Höllenjoch

zu lösen", war das Angebinde, das der erste Deutsche Kaiser dem neugeborenen Reiche in die Wiege legen konnte. Man hatte sich mit seinen Landforderungen in Lothringen an die Sprachgrenze gehalten; nur wo strategische Gründe eine Abweichung unvermeidlich machten, wie besonders um Metz und im oberen Breuschtal, hatte man auf französisches Sprachgebiet hinübergegriffen, sich aber auch dort größter Zurückhaltung befleißigt. Die neue Grenze ist aus historischen Gründen begehrt worden, ist aber nur auf dem Kamm der Vogesen eine historische. Sonst ist sie überall neu gezogen worden, weil es besonnene Erwägung der Sachlage erforderte. Das gibt ihr ihre innere Berechtigung.

Der Deutsche kann nicht anders als mit Staunen und Dank der Ereignisse gedenken, die sich vom Juli 1870 bis zum März 1871 in rascher Folge aneinanderschlossen. Sie bedeuten für ihn die Erfüllung innersten Sehnens, das Geschlechter beseelte, und die verdiente Frucht ernster, pflichttreuer und opferwilliger Arbeit. Er sieht in ihnen die Gewähr und die Grundlage der Zukunft seines Volkes.

Die Bedeutung des Deutsch-Französischen Krieges reicht aber über die unmittelbar betroffenen Länder hinaus. Er hat nicht allein ihr Machtverhältnis verschoben und ihren Beziehungen eine andere Gestalt gegeben, er hat Europa umgeformt. Der Erdteil hat eine starke Mitte bekommen. Durch die Einnahme Roms, die am 20. September 1870 der Räumung der Stadt durch die französischen Truppen gefolgt war, war auch Italiens Einheit vollendet worden. Die Länder, in denen die starken Randstaaten Europas gewohnt gewesen waren, ihre Kräfte zu messen, waren jetzt selbst stark geworden, fremder Herrschaft unzugänglich. Sie

waren zugleich in das konstitutionelle Leben eingetreten, das vom Jahrhundert gefordert wurde. Sie waren damit fertig und bereit, selbst nach außen zu wirken. Ein Feld der Betätigung aber konnten sie nur außerhalb des Erdteils suchen. Da auch der amerikanische Freistaat mit verjüngten Kräften aus seiner schweren Krisis hervorgegangen war, mußten die Fernwirkungen staatlichen Lebens einen starken Anstoß erhalten. Sie fanden die Bahn freigemacht durch die technisch-wissenschaftlichen Fortschritte der Zeit, die Schritt gehalten hatten mit den Ideen, die das politische und soziale Leben vorwärts drängten und Hand in Hand mit ihnen eine neue Welt schufen, der Menschheit neue Aufgaben stellten.

Über den ewigen Frieden

Moltke an Professor Bluntschli

Berlin, den 11. Dezember 1880.

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzuteilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt. Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen

Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß; aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine — oder beide — die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der einzelnen, von dem Ehrgefühl und Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit. Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewalttätigen Elemente geblieben; aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand. Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen: die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde. Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur

in beschränktem Maße aufrechtzuerhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur en proportion avec les ressources du pays, er muß alles nehmen, was zu seiner Existenz nötig ist. Das Übermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohltat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle nicht geradezu verwerflichen Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Petersbourg, daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht usw." das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung als je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Krieg und Frieden

Von Detlev von Liliencron

Ich stand an eines Gartens Rand
und schaute in ein herrlich Land,
das, weit geländet, vor mir blüht,
wo heiß die Erntesonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
mein Wirt und ich am Apfelbaum,

wir lauschten einer Nachtigall,
und Frieden, Frieden überall.

Ein Zug auf fernem Schienendamm
kam angebraust. Wie zaubersam!
Er brachte frohe Menschen her
und Güterspende, segenschwer.
Einst sah ich den metallnen Strang
zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
war damals wildzerwühlter Grund.

Der Sommermorgen glänzte schön
wie heute: glitzernd von den Höhn,
„den ganzen Tag mit Sack und Pack",
strömt nieder aus Verhau, Verhack
zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,
des Feindes wundervolles Heer.
Ich stützte, wie aus Erz gezeugt,
mich auf den Säbel, vorgebeugt,
mit weiten Augen, offnem Mund,
als starrt ich in den Höllenschlund.
Nun sind sie da! „Schnellfeuer!" „Steht!"
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz ich, einer sticht
und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
und um mich, vor mir, unter mir
ein furchtbar Ringen, Gall und Gier.

Und über unserm wüsten Knaul
bäumt sich ein scheu gewordner Gaul.
Ich seh der Vorderhufe Blitz,
blutfestgetrockneten Sporenritz,
den Gurt, den angespritzten Kot,
der aufgeblähten Nüstern Rot.
Und zwischen uns mit Klang und Kling
platzt der Granate Eisenring:
ein Drache brüllt, die Erde birst,
einfällt der Weltenhimmelsfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Ich stand an eines Gartens Rand
und schaute in ein herrlich Land,
das ausgebreitet vor mir liegt,
vom Friedensfächer eingewiegt.
Und Arm in Arm, es ist kein Traum,
mein Wirt und ich am Apfelbaum,
wir lauschen einer Nachtigall,
und Rosen, Rosen überall.

Friedrich Nietzsche: Vom Kriege

Der Krieg unentbehrlich. Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum, von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Haß, jene Mörder-Kalt-

blütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgeteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut: von den hier hervorbrechenden Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrat aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Kulturen zugrunde richten, werden nachher unter günstigen Umständen die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Kultur kann die Leidenschaften, Laster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. – Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde wurden, versuchten sie aus Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche im ganzen auch dem Kriege abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen: jene gefährlichen Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heißt, unternommen, in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei solche Surrogate des Krieges ausfindig machen, aber vielleicht durch sie immer mehr einsehen, daß eine solche hoch kultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die der jetzigen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege – also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei – bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen.

*

Vom Krieg und Kriegsvolke. Von unsern besten Feinden wollen wir nicht geschont sein, und auch von denen nicht, welche wir von Grund aus lieben. So laßt mich denn euch die Wahrheit sagen!

Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen. Und ich bin auch euer bester Feind. So laßt mich denn euch die Wahrheit sagen!

Ich weiß um den Haß und Neid eures Herzens. Ihr seid nicht groß genug, um Haß und Neid nicht zu kennen. So seid denn groß genug, euch ihrer nicht zu schämen!

Und wenn ihr nicht Heilige der Erkenntnis sein könnt, so seid mir wenigstens deren Kriegsmänner. Das sind die Gefährten und Vorläufer solcher Heiligkeit.

Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegsmänner sehn! „Ein-Form“ nennt mans, was sie tragen: möge es nicht Ein-Form sein, was sie damit verstecken.

Ihr sollt mir solche sein, deren Auge immer nach einem Feinde sucht – nach eurem Feinde. Und bei einigen von euch gibt es einen Haß auf den ersten Blick.

Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen, und für eure Gedanken! Und wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Redlichkeit darüber noch Triumph rufen!

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen.

Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!

Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwätzt und zankt man. Euer Friede sei ein Sieg!

Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.

Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.

„Was ist gut?“ fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: „Gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist.“

Man nennt euch herzlos: aber euer Herz ist echt, und ich liebe die Scham eurer Herzlichkeit. Ihr schämt euch eurer Flut, und andre schämen sich ihrer Ebbe.

Ihr seid häßlich? Nun wohlan, meine Brüder! So nehmt das Erhabne um euch, den Mantel des Häßlichen!

Und wenn eure Seele groß wird, so wird sie übermütig, und in eurer Erhabenheit ist Bosheit. Ich kenne euch.

In der Bosheit begegnet sich der Übermütige mit dem Schwächlinge. Aber sie mißverstehen einander. Ich kenne euch.

Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten. Ihr müßt stolz auf euern Feind sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge.

Auflehnung – das ist die Vornehmheit am Sklaven. Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen!

Einem guten Kriegsmanne klingt „du sollst“ angenehmer als „ich will“. Und alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst noch befehlen lassen.

Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung: und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens!

Euren höchsten Gedanken aber sollt ihr euch von mir befehlen lassen – und er lautet: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll.

So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Lang-Leben! Welcher Krieger will geschont sein!

Ich schone euch nicht, ich liebe euch von Grund aus, meine Brüder im Kriege! –

Also sprach Zarathustra.

*

Unser Glaube an eine Vermännlichung Europas. Napoleon verdankt mans (und ganz und gar nicht der französischen Revolution, welche auf „Brüderlichkeit" von Volk zu Volk und allgemeinen blumichten Herzensaustausch ausgewesen ist), daß sich jetzt ein paar kriegerische Jahrhunderte aufeinander folgen dürfen, die in der Geschichte nicht ihresgleichen haben, kurz daß wir ins klassische Zeitalter des Kriegs getreten sind, des gelehrten und zugleich volkstümlichen Kriegs im größten Maßstabe (der Mittel, der Begabungen, der Disziplin), auf den alle kommenden Jahrtausende als auf ein Stück Vollkommenheit mit Neid und Ehrfurcht zurückblicken werden: – denn die nationale Bewegung, aus der diese Kriegsglorie herauswächst, ist nur der Gegenchok gegen Napoleon und wäre ohne Napoleon nicht vorhanden. Ihm also wird man einmal es zurechnen dürfen, daß der Mann in Europa wieder Herr über den Kaufmann und Philister geworden ist; vielleicht sogar über „das Weib", das durch das Christentum und den schwärmerischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, noch mehr durch die „modernen Ideen" verhätschelt worden

ist. Napoleon, der in den modernen Ideen und geradewegs in der Zivilisation etwas wie eine persönliche Feindin sah, hat mit dieser Feindschaft sich als einer der größten Fortsetzer der Renaissance bewährt: er hat ein ganzes Stück antiken Wesens, das entscheidende vielleicht, das Stück Granit, wieder heraufgebracht. Und wer weiß, ob nicht dies Stück antiken Wesens auch endlich wieder über die nationale Bewegung Herr werden wird und sich im bejahenden Sinne zum Erben und Fortsetzer Napoleons machen muß—: der das Eine Europa wollte, wie man weiß, und dies als Herrin der Erde.

*

Die Aufrechterhaltung des Militärstaates ist das allerletzte Mittel, die große Tradition sei es aufzunehmen, sei es festzuhalten hinsichtlich des obersten Typus Mensch, des starken Typus. Und alle Begriffe, die die Feindschaft und Rangdistanz der Staaten verewigen, dürfen daraufhin sanktioniert erscheinen (z. B. Nationalismus, Schutzzoll).

*

Man muß von den Kriegern her lernen: 1. den Tod in die Nähe der Interessen zu bringen, für die man kämpft — das macht uns ehrwürdig; 2. man muß lernen, viele zum Opfer bringen und seine Sache wichtig genug nehmen, um die Menschen nicht zu schonen; 3. die starre Disziplin, und im Krieg Gewalt und List sich zugestehn.

*

In Zeiten schmerzhafter Spannung und Verwundbarkeit wähle den Krieg: er härtet ab, er macht Muskel.

Das Eisen

Von Heinrich Leuthold

Lang genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten andre das Volk der Deutschen;
Aber endlich folgten den Worten Taten,
Taten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstandnes Deutschland:
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen,
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern und Feinde dräun dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in den Panzerhemden
Gingen die Helden.

Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im
Weltkrieg zu siegen.

Aus Bismarcks Rede im Reichstag

am 6. Februar 1888

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg

sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren Bevölkerungen das klarzumachen: der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid ihr denn dessen so sicher? Wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren

starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.

Bismarck: Deutschlands Friedensaufgabe

Unser Ansehn und unsre Sicherheit werden sich um so nachhaltiger entwickeln, je mehr wir uns bei Streitigkeiten, die uns nicht unmittelbar berühren, in der Reserve halten und unempfindlich werden gegen jeden Versuch, unsre Eitelkeit zu reizen und auszubeuten, Versuche, wie sie während des Krimkriegs von der englischen Presse und dem englischen Hofe und den auf England gestützten Strebern an unserm eignen Hofe gemacht wurden, indem man uns mit der Entziehung der Titulatur einer Großmacht so erfolgreich bedrohte, daß Herr von Manteuffel uns in Paris großen Demütigungen aussetzte, um zur Mitunterschrift eines Vertrags zugelassen zu werden, an den nicht gebunden zu sein uns nützlich gewesen sein würde. Deutschland würde auch heut eine große Torheit begehn, wenn es in orientalischen Streitfragen ohne eignes Interesse früher Partei nehmen wollte als die andern, mehr interessierten Mächte. Wie das schwächere Preußen schon während des Krimkriegs Momente hatte, in denen es bei entschlossener Rüstung im Sinne östreichischer Forderungen und über dieselben hinaus den Frieden gebieten und sein Verständnis mit Östreich über deutsche Fragen fördern konnte, so wird auch Deutschland in zukünftigen orientalischen Händeln, wenn es sich zurückzuhalten weiß, den Vorteil, daß es die in orientalischen Fragen am wenigsten interessierte Macht ist, um so sichrer

verwerten können, je länger es seinen Einsatz zurückhält, auch wenn dieser Vorteil nur in längerm Genusse des Friedens bestände. Östreich, England, Italien werden einem russischen Vorstoße auf Konstantinopel gegenüber immer früher Stellung zu nehmen haben als die Franzosen, weil die orientalischen Interessen Frankreichs weniger zwingend und mehr im Zusammenhange mit der deutschen Grenzfrage zu denken sind. Frankreich würde in russisch-orientalischen Krisen weder auf eine neue „westmächtliche" Politik, noch um seiner Freundschaft mit Rußland willen auf eine Bedrohung Englands sich einlassen können, ohne vorgängige Verständigung oder vorgängigen Bruch mit Deutschland.

Dem Vorteile, den der deutschen Politik ihre Freiheit von direkten orientalischen Interessen gewährt, steht der Nachteil der zentralen und exponierten Lage des Deutschen Reichs mit seinen ausgedehnten Verteidigungsfronten nach allen Seiten hin und die Leichtigkeit antideutscher Koalitionen gegenüber. Dabei ist Deutschland vielleicht die einzige große Macht in Europa, die durch keine Ziele, die nur durch siegreiche Kriege zu erreichen wären, in Versuchung geführt wird. Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsre kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dementsprechend müssen wir unsre Politik einrichten, das heißt den Krieg nach Möglichkeit hindern oder einschränken, uns in dem europäischen Kartenspiele die Hinterhand wahren und uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus

dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht, plectuntur Achivi.

Unsre Zurückhaltung kann vernünftigerweise nicht den Zweck haben, über irgend einen unsrer Nachbarn oder möglichen Gegner mit geschonten Kräften herzufallen, nachdem die andern sich geschwächt hätten. Im Gegenteil sollten wir uns bemühn, die Verstimmungen, die unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht hervorgerufen hat, durch den ehrlichen und friedliebenden Gebrauch unsrer Schwerkraft abzuschwächen, um die Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit andrer wirkt als eine französische, russische oder englische. Die Achtung vor den Rechten andrer Staaten, an der namentlich Frankreich in den Zeiten des Übergewichts es hat fehlen lassen, und die in England doch nur so weit reicht, als die englischen Interessen nicht berührt werden, wird dem Deutschen Reiche und seiner Politik erleichtert, einerseits durch die Objektivität des deutschen Charakters, andrerseits durch die verdienstlose Tatsache, daß wir eine Vergrößrung unsres unmittelbaren Gebiets nicht brauchen, auch nicht herstellen könnten, ohne die zentrifugalen Elemente im eignen Gebiete zu stärken. Mein ideales Ziel, nachdem wir unsre Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zustande gebracht hatten, ist stets gewesen, das Vertraun nicht nur der mindermächtigen europäischen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation, gut gemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Um dieses Vertraun zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit,

Offenheit und Versöhnlichkeit im Falle von Reibungen oder von untoward events nötig. Ich habe dieses Rezept nicht ohne Widerstreben meiner persönlichen Empfindlichkeiten befolgt in Fällen wie Schnäbele (April 1887), Boulanger, Kaufmann (September 1887), Spanien gegenüber in der Karolinen-Frage, den Vereinigten Staaten gegenüber in Samoa, und vermute, daß die Gelegenheiten, zur Anschauung zu bringen, daß wir befriedigt und friedliebend sind, auch in Zukunft nicht ausbleiben werden. Ich habe während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpreis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert und die heut so viel schwerer sind als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben. Internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkte des Göttinger Komments und der Privatmensuren-Ehre aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung ihrer Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volks, in Gleichberechtigung mit den andern großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigentümlichen nationalen Leistungsfähigkeit möglich ist.

Das Weltfriedensmanifest des Zaren Nikolaus

St. Petersburg, 28. August 1898

Der Regierungsbote veröffentlicht folgende Kundgebung: Auf Befehl des Kaisers überreichte Graf Murawjew am 24. d. Monats allen in St. Petersburg akkreditierten auswärtigen Vertretern nachstehende Mitteilung: Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen, welche auf allen Nationen lasten, stellen sich in der gegenwärtigen Lage der ganzen Welt als ein Ideal dar, auf das die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müßten. Das humane und hochherzige Streben Sr. Majestät des Kaisers, meines erhabenen Herrn, ist ganz dieser Aufgabe gewidmet. In der Überzeugung, daß dieses erhabene Endziel den wesentlichsten Interessen und den berechtigten Wünschen aller Mächte entspricht, glaubt die kaiserliche Regierung, daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig dazu sei, auf dem Wege internationaler Beratung die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohltaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen. Im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat der Wunsch nach einer allgemeinen Beruhigung in dem Empfinden der zivilisierten Nationen besonders festen Fuß gefaßt. Die Erhaltung des Friedens ist als Endziel der internationalen Politik aufgestellt worden. Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse miteinander geschlossen. Um den Frieden besser zu wahren, haben sie in bisher unbekanntem Grade ihre

Militärmacht entwickelt und fahren fort, sie zu verstärken, ohne vor irgendeinem Opfer zurückzuschrecken. Alle ihre Bemühungen haben dennoch das segensreiche Ergebnis der ersehnten Friedensstiftung noch nicht zeitigen können. Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital zum großen Teile von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurteilt sind, jeden Wert zu verlieren infolge irgendeiner neuen Entdeckung auf diesem Gebiet. Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten sehen sich in ihrer Entwicklung gelähmt und irregeführt. Daher entsprechen in dem Maße, wie die Rüstungen einer jeden Macht anwachsen, diese immer weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffende Regierung gesetzt hat. Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs äußerste, und die ständige Gefahr, welche in dieser Kriegsstoffansammlung ruht, machen die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können. Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastophe führen würde, welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim bloßen Gedanken schaudern machen. Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die

Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht, das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufzwingt. Durchdrungen von dem Gefühl, hat Se. Majestät geruht, mir zu befehlen, allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hofe akkreditiert sind, den Zusammentritt einer Konferenz vorzuschlagen, welche sich mit dieser ernsten Frage zu beschäftigen hätte. Diese Konferenz würde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündnis die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht. Sie würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruht.

Ein Wort an das deutsche Volk!

Vom Grafen Zeppelin

Die Fahrten meines Flugschiffes in das Herz der Schweiz und dann den Rhein hinunter nach Mainz und zurück über Stuttgart haben allüberall den Glauben erwachen lassen, das von mir verheißene sichere Durchfahren des Luftreiches sei der Erfüllung nahe.

Die gezwungenen Landungen während der Dauerfahrt und die schließliche Vernichtung des stolzen Fahrzeuges durch Sturmes- und Feuersgewalt haben das gewonnene Vertrauen nicht mehr zu erschüttern vermocht. Ganz

Deutschland, wie ein Mann, entschlossen, die kostbare Errungenschaft festzuhalten, hat sich zu der Tat zusammengetan, durch opferfreudige Gaben mir die Vollendung des Begonnenen zu ermöglichen.

Wie traurig wäre es, wenn das begeisterte Hoffen zuschanden würde, wenn der herrliche Aufschwung, den das deutsche Volk in dieser Sache genommen, im Sande verlaufen müßte. – Gott sei Dank, wir brauchen diese Furcht nicht zu haben. Was Unkenntnis des wahren Sachverhalts auch an Zweifeln verbreiten mag, die wissenschaftliche Untersuchung und die fachmännische Beurteilung aller Vorkommnisse bei den Fahrten bis zum tragischen Ende haben das Zutreffen meiner alten Annahmen in allen Hauptsachen nur zu bestätigen vermocht. Meine Luftschiffe werden bald zu den betriebssichersten Fahrzeugen zählen, mit welchen weite Reisen bei verhältnismäßig geringster Gefahr für Leib und Leben der Insassen ausführbar sind. Mit froher Zuversicht darf das deutsche Volk demnach annehmen, daß es sich mit seiner hochherzigen Spende einen gangbaren Weg zur wahrhaftigen Eroberung des Luftmeers aufgetan hat; daß es bald im Besitz von Luftschiffen sein wird, die zur Erhöhung der Wehrkraft und damit zur Erhaltung des Friedens beitragen und in mancherlei Weise dem Verkehr, der Erderforschung und allerlei Aufgaben der Kultur dienen.

Wenn mir noch ein paar Jahre des Schaffens geschenkt werden, so werde ich das seltene hohe Glück haben, den vollen Erfolg einer bedeutsamen Erfindung, zu deren Werkzeug ich erkoren war, erleben zu dürfen. Am höchsten aber ist Gott zu preisen, daß mein Schaffen mit seinen wechselvollen Schicksalen in der Seele des deutschen Volkes eine

allen gemeinsame und darum alle verbindende begeisterte Teilnahme wachgerufen hat.

Mein Werk konnte nur wachsen und reifen, weil ich ausreichende Bildung zum Begreifen der mir gestellten Aufgabe und die Lebensstellung sowie die Mittel besaß, um mir das Wissen und Können, die Geschicklichkeit und die Leistung von Gelehrten, Ingenieuren und von Arbeitern jeder Art vom Feinmechaniker bis zum Taglöhner dienstbar zu machen. Alle waren unentbehrlich; aber je weniger Schule, Vorkenntnisse und Fertigkeit die verschiedenen Aufgaben erforderten, desto leichter waren die mit diesen Betrauten zu ersetzen. Nur selten war ein Wechsel notwendig, da das gesteckte Ziel alle ohne Unterschied des Stammes, der Lebensstellung, der religiösen und politischen Anschauung und des Besitzstandes zum stolzen, freudigen Zusammenwirken begeisterte; und alle haben auch – mit Ausnahme bisher des kapitalgebenden Unternehmers – Vorteil und Verdienst dabei gefunden. Nur mit solcher geordneten Verbindung der verschiedenen abgestuften Gaben und Kräfte war das hohe Ziel zu erreichen.

So stellt der Erfolg meines Unternehmens ein Bild dar dessen, was sich heute einmal wieder in der herzerhebendsten Weise in Deutschland vollzieht. Gleiches Wollen hat alle, Fürsten und Volk, reich und arm, alt und jung zu gleicher Tat vereint, der die wertvolle Frucht nicht versagt bleibt.

Möchte die Freude des gesamten deutschen Volkes an seiner Tat es zu stets erneutem einigem Zusammengehen, ohne welches die ihm innewohnende Kraft niemals zur vollen Wirkung kommen kann, anfeuern, zum Nutzen und zum Heile des Vaterlandes!

Friedrichshafen, 24. August 1908.

Vor der Deutschen Botschaft in St. Petersburg

31. Mai 1914

Von Otto Freiherrn von Taube

Ein Block von starrem, lastendem Granit!

Steh fest, du Stein, und halte Stand dem Haß!
Der Horde, die dir um den Sockel tost
Und blöde schmäht und lästert, weichst du nicht.
Sei deines Reiches Bild! – Des Reiches Aar
Fliegt golden auf von deinem heiligen Dach. –

Tief unter ihm das dumpfe Volksgewühl,
In Ungeziefer ungeziefergleich. –

Er schwebt, er späht, er wacht! – Steh fest: du warst
Dahingesetzt, granitener Stein, ein Mal
Im Feind! Gedenk er, daß wir stehn!
Wir wuchten über unserem eigenen Grund,
Ob uns auch Haß umbrandet. Heil dem Haus,
Der Burg, so sie der Bürger Zuflucht heißt!

Aufruf Kaiser Franz Josephs

An Meine Völker!

Es war Mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die Mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und Meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten des Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorsehung ward es anders beschlossen. Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen Mich, zur Wahrung der Ehre

Meiner Monarchie, zum Schutze ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen.

Mit rasch vergessendem Undank hat das Königreich Serbien, das von den ersten Anfängen seiner staatlichen Selbständigkeit bis in die neueste Zeit von Meinen Vorfahren und Mir gestützt und gefördert worden war, schon vor Jahren den Weg offener Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn betreten. Als Ich nach drei Jahrzehnten segensvoller Friedensarbeit in Bosnien und der Herzegowina Meine Herrscherrechte auf diese Länder erstreckte, hat diese Meine Verfügung im Königreiche Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, Ausbrüche zügelloser Leidenschaft und erbittertsten Hasses hervorgerufen. Meine Regierung hat damals von dem schönen Vorrechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äußerster Nachsicht und Milde von Serbien nur die Herabsetzung seines Heeres auf den Friedensstand und das Versprechen verlangt, in Hinkunft die Bahn des Friedens und der Freundschaft zu gehen. Von demselben Geiste der Mäßigung geleitet, hat sich Meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampfe mit dem türkischen Reiche begriffen war, auf die Wahrung der wichtigsten Lebensbedingungen der Monarchie beschränkt. Dieser Haltung hatte Serbien in erster Linie die Erreichung des Kriegszweckes zu verdanken. Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe Meiner Regierung würdigen und sein Wort einlösen werde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher lodert der Haß gegen Mich und Mein Haus empor, immer unverhüllter tritt das Streben zutage, untrennbare Gebiete Österreich-Ungarns gewaltsam loszureißen. Ein

verbrecherisches Treiben greift über die Grenze, um im Südosten der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben, das Volk, dem Ich in landesväterlicher Liebe Meine volle Fürsorge zuwende, in seiner Treue zum Herrscherhause und zum Vaterlande wankend zu machen, die heranwachsende Jugend irrezuleiten und zu frevelhaften Taten des Wahnwitzes und des Hochverrates aufzureizen. Eine Reihe von Mordanschlägen, eine planmäßig vorbereitete und durchgeführte Verschwörung, deren furchtbares Gelingen Mich und Meine treuen Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Machenschaften, die von Serbien aus ins Werk gesetzt und geleitet wurden. Diesem unerträglichen Treiben muß Einhalt geboten, den unaufhörlichen Herausforderungen Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde Meiner Monarchie unverletzt erhalten und ihre staatliche, wirtschaftliche und militärische Entwicklung vor beständigen Erschütterungen bewahrt bleiben. Vergebens hat Meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine ernste Mahnung zur Umkehr zu bewegen. Serbien hat die maßvollen und gerechten Forderungen Meiner Regierung zurückgewiesen und es abgelehnt, jenen Pflichten nachzukommen, deren Erfüllung im Leben der Völker und Staaten die natürliche und notwendige Grundlage des Friedens bildet. So muß Ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerläßlichen Bürgschaften zu schaffen, die Meinen Staaten die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern sollen. In dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und

Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist. Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Und Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß Er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.

Bad Ischl, am 28. Juli 1914. Franz Joseph.

Thronrede Kaiser Wilhelms II.

bei der Eröffnung der außerordentlichen Tagung des Deutschen Reichstages am 4. August 1914

Geehrte Herren!

In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drange und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freunds, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der Französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die

Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht Mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell – das ist Mein innigster Wunsch.

Der Kaiser fügte der Thronrede folgende Worte hinzu: Sie haben gelesen, Meine Herren, was Ich an Mein Volk vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Hier

wiederhole Ich: Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche. Zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Stammesunterschiede, ohne Konfessionsunterschiede durchzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir das in die Hand zu geloben.

Aufruf Kaiser Wilhelms II.

An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir

werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!

Berlin, den 6. August 1914. Wilhelm.

Deutsche Kriegsstimmung heute und einst

Von Oskar Walzel

Es war vorauszusehen, daß der Deutsche von heute den Krieg anders in sich erleben werde als seine Vorfahren. Auch von dem Lebensgefühl der großen Jahre 1870 und 1871 trennt uns heute, nach langer Friedenszeit, eine Welt. Mehr wohl als jedes andere der europäischen Völker hat das deutsche sich in diesen vierundvierzig Jahren gewandelt. Wir blicken mit Bewunderung auf die Helden zurück, denen die Errichtung des Deutschen Reichs zu danken ist. Wie ein heroisches Zeitalter, fast im verklärenden Licht der Sage erscheint uns die Welt Kaiser Wilhelms und Bismarcks. Wir staunen sie an, wir sind glücklich, wenn wir uns ihrer würdig erweisen. Aber die Menschen von damals haben mit den Menschen von heute nur noch wenig gemein.

Die Tatkraft und die Schlagkraft des Deutschen der Gegenwart war vielfach unterschätzt worden, von keinem mehr als von dem Deutschen. Er selbst meinte gelegentlich, seine altbewährte Kriegstüchtigkeit eingebüßt zu haben. Die Wege, die in den jüngsten Jahrzehnten von der deutschen Kultur ebenso wie von der französischen, von der italienischen, ja auch von der englischen und der amerikanischen eingeschlagen

worden waren, schienen zu einer seelischen Überreizung hinzuführen, die einem großen Kriege nicht gewachsen wäre.

Heute – ich schreibe dies unmittelbar nach dem Fall von Antwerpen – darf gesagt werden: wie auch immer zuletzt die Würfel fallen, Deutschland hat in einer Kriegslage, gegen die das Jahr 1870 wie die Verkörperung besonders günstiger Umstände erscheint, sich in seiner Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit unvergleichlich erwiesen, rasch im Entschluß und zugleich zäh in der Durchführung seiner Absichten. Dieser große Moment fand in den deutschen Kriegern kein kleines Geschlecht.

Einer späteren Zeit bleibe es vorbehalten, das Wertverhältnis des Deutschen von 1800 und des Deutschen von 1900 zu bestimmen. Wir wissen, daß um 1800 der Deutsche einen Höhepunkt seiner geistigen Entwicklung erreicht, aber wir wissen auch, daß der Deutsche unserer Zeit etwas hinzugewonnen hat, was dem Zeitalter Goethes und Schillers, was auch den Befreiungskriegen noch ganz fremd, ja unverständlich war. Dieses Mehr unserer Kultur ist der Angelpunkt des Krieges von heute, es ist seine Veranlassung und es ist der Schatz, den unsere Krieger verteidigen und schützen.

Recht bedrückt fühlt sich der geschichtliche Betrachter, wenn er Goethes und Schillers Verhältnis zum deutschen Staatsleben zu würdigen hat. Gustav Freytag stellte einmal gleichzeitige Tatsachen, in denen sich dieses Verhältnis spiegelt, nebeneinander. So wie gleichzeitig mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens in Deutschland „Reineke Fuchs" erscheint, gleichzeitig mit Robespierres Schreckensherrschaft Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen sich äußert, so fallen in das gleiche Jahr die Schlachten von Lodi und Arcole einerseits und Wilhelm Meister, die Ho-

ren, die Xenien anderseits; Belgien wird französisch und „Hermann und Dorothea“ wird veröffentlicht; die Schweiz und der Kirchenstaat werden französisch und „Wallenstein“ tritt hervor; das linke Rheinufer wird französisch und die „Natürliche Tochter“, die „Jungfrau von Orleans“ kommt heraus, ihnen folgt, während Hannover von Napoleon besetzt wird, die „Braut von Messina“, und zur Zeit, da Napoleon die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzt, „Wilhelm Tell“. Fernab von der politischen Welt, fern von Ereignissen, die tief ins deutsche Staatsleben eingreifen, scheint sich das Schaffen der beiden Großen von Jena und Weimar abzuspielen. Goethe vollends beugte sich immer tiefer vor dem Genius Napoleons, er bestaunte ihn wie etwas Ebenbürtiges, ja mannigfach Verwandtes, das doch wieder Dinge leistete, die Goethe selbst nimmer hätte leisten können. Wie Goethe sich zum Meister erzogen und den Dilettantismus in sich überwunden hatte, so schätzte er in Napoleon den Meister der Kriegskunst und blickte herab auf die Dilettanten des Krieges, die sich im Kampf gegen Napoleon nur Niederlagen holten. Der Meister huldigte dem Meister. Die Besiegten von Jena kamen ihm nicht anders vor wie die Poetlein, die sich rings um ihn bewegten und ihre eigene Dürftigkeit sowenig ahnten wie die überragende Größe Goethes.

Uns berührt das alles wie Mangel an Vaterlandsliebe. Nicht ungern versichern wir, daß wir inzwischen das deutsche Vaterland ganz anders lieben gelernt haben. Tatsächlich liebten auch Goethe und Schiller ihr Vaterland; wenn wir heute ein anderes Vaterlandsgefühl haben, so liegt es daran, daß dieses Vaterland ein anderes geworden ist seit den Tagen unseres Klassizismus. Wir dürfen heute stolz sein

auf vaterländische Werte, die vor hundert Jahren schlechtweg nicht bestanden. Bettelarm hätten Goethe und Schiller sich fühlen müssen, wäre ihnen nicht der Stolz auf die vaterländischen Werte ihrer Zeit geblieben.

Wie Notwehr – seis bewußte oder unbewußte – erscheint dem tieferdringenden Betrachter das Verhältnis Goethes und Schillers zum politischen Leben Deutschlands. Sie durften beide mit vollem Recht behaupten, daß sie und einige andere ihrer deutschen Zeitgenossen das Höchste bedeuteten, was die geistige Kultur der Welt damals erreicht hatte. Der deutsche Klassizismus als jüngste unter den künstlerischen Blüteepochen der Welt hatte als Ganzes die höchsten Entwicklungsstufen anderer Völker überstiegen, gerade weil er der jüngste Klassizismus war. Dann auch weil er, anders etwa als der französische, von Anfang an im Wettbewerb mit den klassischen Leistungen der ganzen Kulturwelt, bereichert zugleich durch die Gewinne dieser Leistungen anderer Völker, sich emporgerungen hatte. Nicht gilt es hier die Frage, ob der Grieche des perikleischen, ob der Engländer des elisabethinischen Zeitalters, der Spanier und der Franzose des 17. Jahrhunderts tatsächlich etwas künstlerisch Wertvolleres oder Minderwertiges geschaffen hatten. Sondern der deutsche Klassizismus war um 1800 Leben, volles, frisches, reiches, unveraltetes Leben, während an den englischen, spanischen und französischen Klassizismus ganz wie an den griechischen sich schon Edelrost angesetzt, ihn ehrwürdiger gemacht, aber auch um den Zauber des Gegenwärtigen gebracht hatte. Und die Schöpfer und Träger dieses deutschen Klassizismus sollten sich schlechtweg über die Achsel ansehen lassen, weil sie Söhne des mählich zerbröckeln-

den Deutschen Reichs waren, während die großen griechischen Tragiker sich als Besieger der Perser gefühlt hatten, Shakespeare der Untertan Elisabeths, der Spanier Angehöriger eines Reiches gewesen, in dem die Sonne nicht unterging, und der Franzose vom Ruhm des Sonnenkönigs getragen worden war? Solch niederdrückendem Gefühl galt es mit dem ungebrochenen Bewußtsein der eigenen Größe entgegenzutreten. Es galt vor allem, die eigene Bedeutung durch einen scharfen Schnitt von dem Unwert des Deutschen Reichs zu trennen, das ja doch nicht mehr zusammenhalten wollte. So kam Schiller zu dem harten, uns heute unverständlichen Wort: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge". Das war ein Kampfesruf, ein Ruf der Notwehr, geholt tief aus der Brust eines Mannes, der sein Vaterland liebte, der Deutschlands Größe der Welt verkünden wollte, und der wußte, daß er selbst an dieser Größe mitgearbeitet hatte, daß er selbst ein Beweis dieser Größe war. „Deutsche Größe" betiteln wir heute den Entwurf Schillers, der den Ruf der Notwehr uns erhalten hat.

Im Frühjahr 1801, unmittelbar nach dem Frieden von Lunéville, schrieb Schiller den Entwurf nieder, den er nie ausgeführt hat. Schwungvolle Zeilen in ungebundener Rede wechseln mit halben und ganzen Versen, ja mit längeren fast ausgeführten Stellen. „Darf der Deutsche", so fragt Schiller, „in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt – darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freun? Darf er mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" Und kühn antwortet er: „Ja, er darfs!"

Unglücklich gehe der Deutsche aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, habe er nie verloren. Und nun folgt der angeführte Ausspruch: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge". Schiller aber setzt noch die schärfere Wendung drauf: „Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten". Wohl bezeugt der nächste Satz, daß Schiller vor allem an die Träger der deutschen Kaiserkrone dachte: „Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten." Stark aber spielt überdies das Hochgefühl herein, dem Schiller in dem Gedicht „Die deutsche Muse" Ausdruck verlieh:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

So setzt das Gedicht ein, in dem Schiller kühner als je der Welt enthüllte, wie wenig er sich irgendeinem Fürsten zu Dank verpflichtet fühlte. Ausdrücklich wies er auf Friedrich den Großen hin, und ganz wie im Entwurf von 1801 rühmte er dem Deutschen nach: „Selbst erschuf er sich den Wert".

Den eigenen Wert des Deutschen erblickte Schiller in einer sittlichen Größe, erblickte ihn in der Kultur und in dem Charakter des Volkes, der von den politischen Schicksalen unabhängig sei. „Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus."

In rauschenden Versen aber strömt seine Lobpreisung deutscher Kulturarbeit schon im Entwurf dahin:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit;
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ewge Zeit.

Und so scheint ihm der Deutsche erwählt vom Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, erwählt, zu bewahren, was die Zeit bringt. Triumphierend kündet er:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Das war Schillers stolzes Bekenntnis. So entschied sein Gefühl, so rettete er sich vor den politischen Schicksalsschlägen in das Bewußtsein, an deutscher Kulturarbeit mitgeholfen zu haben und an der Errichtung eines Denkmals, das dauernder war als Erz.

Dennoch lag ein fühlbares Verzichten hinter den siegesfrohen Worten. Etwas Stoisches spricht sich da aus; und Stoizismus ist Verzicht auf starke Freude. Auch Schiller hätte gern einem siegreichen Deutschland zugejubelt, wenn

nur Ursache zu Jubel gewesen wäre. Doch den Deutschen war am Ende des 18. Jahrhunderts aller Stolz auf ihr staatliches Leben und aller Stolz auf die bewaffneten Schützer dieses Lebens gründlich ausgetrieben worden. Das geschwächte Staatsgefühl der Deutschen des 18. Jahrhunderts hatte sich noch immer an einem Fürsten aufzurichten Gelegenheit gehabt: an Friedrich dem Großen, an dem gleichen Fürsten, dem – nicht bloß nach Schillers Zeugnis – die deutsche Muse wenig Gunst abzugewinnen vermocht hatte. Das Heer, das von Friedrich dem Großen hinterlassen worden war, schien zu verbürgen, daß Deutschland im Fall der Kriegsnot einen festen Rückhalt habe. Allein gerade dieses Heer hatte im Kampf gegen die französischen Aufrührer sofort und lange vor Jena versagt.

Mit tönenden Worten eröffnete Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, der Feldherr der preußisch-österreichischen Heere, den Feldzug von 1792. Seine stolz drohende Sprache stachelte die Franzosen zu heldenmütiger Verteidigung des Vaterlands an. Nach einigen Erfolgen der Verbündeten kam es zu der berüchtigten Kanonade von Valmy und gleich darauf zum Rückzug der Preußen und Österreicher.

Diesen Feldzug machte auch Goethe mit. Als Greis schilderte er ihn, zum Teil nach den Aufzeichnungen, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben hatte. Goethes „Kampagne in Frankreich“ gilt manchem als Zeugnis seines weltabgewandten Sinns. Der Mann, der damals im Gefolge seines Herzogs zum ersten und letzten Male die Wechselfälle des Schlachtenglücks Zug um Zug und aus nächster Nähe miterlebte, hatte sich wirklich seit seiner

Rückkehr aus Italien verdrossen von der Welt abgekehrt, weil er sich unverstanden sah. Noch sollte viel Zeit verfließen, ehe Schiller ihn wieder mit der deutschen Lesewelt in nähere Fühlung brachte. Das Dichten war fast ganz aufgegeben, um so stärker betätigte sich Goethes naturwissenschaftlicher Trieb. Wohl lag das Bedürfnis strenger naturwissenschaftlicher Beobachtung auch dem Versuche zugrunde, den Goethe während der Kanonade anstellte: er prüfte an sich selbst die Erscheinung des Kanonenfiebers. Doch wäre es ganz irrig, in diesem Versuch nur die kalte Teilnahmlosigkeit sich ankündigen zu sehen, die später dem alternden Goethe oft zum Vorwurf gemacht worden ist und mit der er unzweifelhaft sein empfindliches Gefühlsleben nachmals gegen überkräftige Eingriffe zu schützen suchte. Wer unbefangen Goethes Bericht über das Erlebnis liest, bemerkt rasch, daß Goethe sich des Heroischen seines Wagnisses, das ihn mitten in den Kugelregen führte, durchaus bewußt war. Er setzte sein Leben aufs Spiel, freilich nicht um von ruhmvollen Taten melden zu können, sondern um einen seelischen Vorgang, zu dessen sorgfältiger Beschreibung noch keiner bisher Zeit und Fassung gewonnen hatte, auch in seinen kleinsten Zügen festzuhalten. Uns aber darf sein Unterfangen mindestens ebenso kühn erscheinen wie die gefahrvollen und todbrohenden Fahrten der Kriegsberichterstatter von heute, die auf schnellen Kraftwagen bis an die Gefechtslinie herankommen, um den Daheimgebliebenen den Krieg und seine Schrecken bis ins kleinste vor die inneren Augen zu zaubern. Wie stark Goethes Gemüt an den Vorgängen beteiligt war, die er damals miterlebte, wird unzweideutig bewiesen durch die

tiefe Entrüstung, die angesichts des schmählichen Rückzugs der Verbündeten noch nach Jahrzehnten seinen Bericht erfüllte. Sie ersteigt ihre Höhe in den Sätzen, die unter der Zeitangabe 20. Oktober 1792 in der „Kampagne in Frankreich" stehen: „Als das Schmerzlichste ..., was einen jeden, mehr oder weniger resigniert wie er war, mit einer Art von Furienwut ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Taten abscheulich hingestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war."

Eine unbegrenzte Enttäuschung spiegelt sich in diesen wie in anderen Sätzen, die von dem Jammer des Ausgangs der Kampagne berichten. Diese Enttäuschung mag auf Jahre hinaus alles Vertrauen zu deutschen Waffen in Goethe vernichtet haben. Sie mag manchem Wort über Napoleon und über seine deutschen Gegner zugrunde liegen, das heute in unseren Ohren fast unverzeihlich klingt. Völlig aber läßt sich begreifen, daß Goethe von Anfang an nur mit schweren Zweifeln dem preußischen Feldzug von 1806 begegnete. War doch abermals der Herzog von Braunschweig an der Spitze des preußischen Heeres.

Goethe wie seinen Freund Schiller hielt in einem Deutschland, das dem staatlichen Untergang ausgeliefert zu sein schien, nur das Bewußtsein aufrecht, daß der Verfall des Staatslebens nicht auch einen Verfall des geistigen Lebens

bedeute, und die Hoffnung, daß die Größe deutscher geistiger Kultur auch dann noch bestehen werde, wenn ringsumher alles andere zusammenbreche. In dieser Stimmung blieb er zweifelsüchtig, auch noch als die frohe Botschaft der Erhebung des ganzen deutschen Volks an sein Ohr drang. Er hatte verzichtet, er hatte aufgehört, auf Deutschlands kriegerische Kraft zu bauen und von ihr zu erwarten, daß sie den Deutschen das Recht, sich zu selbständigen Staaten zusammenzuschließen, wahre. Nur mühsam konnte er sich zu einer anderen Anschauung gewöhnen.

Anders dachte die Jugend. Viel zu weit führte es, sollte an dieser Stelle auch nur aus der Ferne alles angedeutet werden, was der Jugend eine andere, minder verzichtbereite Stellung anwies. Schon vor Jena und Auerstädt machte sich eine Anschauung vernehmlich, die, weniger bescheiden als die Goethes und Schillers, Reich und Volk, Staat und Kultur nicht sauber voneinander trennte, vielmehr die geistige Leistung eines Volkes, und wäre sie noch so beträchtlich, nur dann für gesichert hielt, wenn sie im Schutz eines machtvollen Staatslebens stehe. Solchem aufdämmernden Bewußtsein von der Bedeutung eines staatlichen Gefüges erschien bald die Stimmung der großen Menge, die, minder hochgemut als Goethe oder Schiller, schlecht und recht in die Verhältnisse sich fand, wie matter Stumpfsinn, wie Schlaffheit und Gleichgültigkeit. Fast in den gleichen Worten eiferten im Jahr 1806 gegen die waltende Lässigkeit der preußische Junker von der Marwitz und der romantische Dichter Wilhelm Schlegel. Wenn der Entwurf zur Vorstellung an den König, den der echte Vaterlandsfreund Marwitz im Sommer 1806 niederschrieb, einem friedlieben-

den Fürsten ins Gedächtnis rief, „was ein Volk vermag, das für König, Vaterland und die reinste Sache streitet", so bedeutet Schlegels Brief an Fouqué vom 12. März 1806 das ausdrückliche Zugeständnis eines Anwalts deutscher Bildung, daß deutsche Geistesarbeit ihm schwer gefährdet erschien, solange das bürgerliche Leben des deutschen Volkes bedroht war. „Dies ist", schrieb er dem Freunde, „eine gewaltsame, hartprüfende, entweder aus langem unsäglichem Unglück eine neue Gestalt der Dinge hervorzurufen oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit." Darum rief er nach patriotischer Dichtung und patriotischer Beredsamkeit. Sein Herzenswunsch ward bald befriedigt. Von Jahr zu Jahr stiegen die Zahl und der Wert vaterländischer Verse und Reden; sie erreichten ihre Höhe noch lange vor den Befreiungskriegen in Heinrich von Kleist und Fichte. Diese Patrioten hatten die Zuversicht verloren, daß deutsches Wesen und deutsche Geistestat ungestört und unbeirrt aus eigener Kraft ihr Sonderdasein führen könnten, auch wenn – mit W. Schlegel zu reden – „unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens" bedroht bliebe.

Ein gut Stück Abscheu vor den Greueln des Kriegs war mitschuldig gewesen an dem Verhalten Goethes und Schillers. Um so merkwürdiger ist, wie Schiller in den letzten Jahren allmählich das Recht des Krieges immer mehr zugestand. Hatte schon der Romantiker Novalis kurz vor seinem Hingang dem Entwurf der Fortsetzung seines „Heinrich von Ofterdingen" die Worte eingefügt: „Auf Erden ist der Krieg zu Hause, Krieg muß auf Erden sein", hatte bald

darauf W. Schlegel in Berliner Vorlesungen die Notwendigkeit des Krieges verfochten, so tönen aus Schillers „Piccolomini“ und aus „Wallensteins Tod“ nur abwehrende Laute dem Zuhörer entgegen: „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk“ oder „Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen“; noch in der „Braut von Messina“ bleibt lediglich einer der Gesellen der beiden feindlichen Brüder bei der blendenden rednerischen Gegenüberstellung stehen: „Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach ... Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks.“ Im „Tell“ endlich blitzt ein neues Gefühl auf. Noch klagt Stauffacher: „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten“. Ihm erwidert Gertrud: „Ertragen muß man, was der Himmel sendet, Unbilliges erträgt kein edles Herz“. Da offenbart sich mit einem Schlage, daß Schillers Dichten zuletzt doch nicht so weit von den Zeitvorgängen abwich, wie aus Freytags Gegenüberstellungen sich ergäbe. Da verrät Schiller, daß er selbst über den Standpunkt seines Gedichtentwurfs von 1801 hinausgelangt war. Und da schon bereitet sich die kommende Dichtung der Befreiungskriege vor, die nicht ihr Schlechtestes leistete, wenn sie die Formen- und Anschauungswelt Schillers in den Dienst des Vaterlands stellte.

Freilich hatte, als Schiller dahinging, bittere Not die Deutschen noch nicht so grimmig angepackt wie in den Jahren nach 1806. Aus dieser bitteren Not ist die Befreiungsdichtung, sind überhaupt die Stimmungen des Jahres 1813 geboren. Nicht ein reichgesegnetes und blühendes Vaterland galt es zu schützen, sondern ein tiefgedemütigtes, ein

verarmtes, ein Vaterland, dessen Besitz wirklich nur noch seine geistige Kultur war. Das gibt den Deutschen der Jahre 1813 bis 1815 ihren heldenhaften Schwung: sie stritten nicht für die Erhaltung einer schönen Gegenwart, sondern für eine bessere Zukunft.

Langsam entwickelte sich nach dem Sieg diese bessere Zukunft, langsam überwand das deutsche Volk den bedenklichen Ruhm, nur ein Volk von Dichtern und Denkern zu sein. In stiller, innerer Arbeit schuf man an dem Werk, dessen Notwendigkeit die Jugend vom Anfang des Jahrhunderts erkannt hatte: an dem deutschen Einheitsstaat. Er sollte ja das rechte Bollwerk für Deutschlands geistige und künstlerische Kultur werden, die aus eigener Kraft sich des Feindes nicht erwehren konnte. Und darum war es immer noch ein Kampf um Zukunftshoffnungen, als die Deutschen 1870 gegen Frankreich zogen. Diese Hoffnungen gingen in Erfüllung. Das Große und Bewegende der Zeit lag und liegt ein für allemal in der Tatsache, daß damals endlich Wirklichkeit wurde, was am Anfang des Jahrhunderts nur wie ein fernes, beglückendes Zukunftsbild dem Deutschen sich aufgetan hatte.

Die Frühlingsstimmung, die vor vierundvierzig Jahren die Kämpfe der Deutschen trug, ist uns heute nicht gegönnt. Langgehegte Zukunftshoffnungen wollen jetzt nicht Wirklichkeit werden. Doch die reife Saat, die seit 1871 im neuen Deutschen Reich aufgeschossen ist, soll heute vor räuberischen Händen Schutz finden. In diesen vierundvierzig Jahren ist Deutschland zu dem zweitmächtigsten Handels- und Industriestaat der Erde geworden. Neben der alten Kultur der Dichter und Denker tat sich eine neue Kultur zielbewußter Tatkraft auf.

Manchem unserer Landsleute erschien und erscheint vielleicht noch heute diese neue Kultur, die er eine materielle und äußerliche schilt, wie ein zweifelhafter Gewinn. Könnte ihr Wert indes schlagender nachgewiesen werden als durch den Neid und die Mißgunst, die ihr im Ausland erstanden sind? Sie ist wirklich der Angelpunkt des Krieges. Längst hat sich ja herausgestellt, daß die Eifersucht auf die mächtig emporwachsende deutsche Industrie und auf einen Handel, der die Erde zu umspannen sucht, unseren Feinden der wahre Anlaß des Krieges war. Jeder Tag bringt neue Bestätigungen dieses Zusammenhangs. Noch besser aber beweist den Wert der neuen Kultur die unzweideutig ausgesprochene Absicht unserer Gegner, Deutschland wieder zum Land der stillen und ungefährlichen Dichter und Denker zu machen. Dem Deutschen, der endlich seiner Kraft bewußt geworden ist und sie im Wettbewerb der Völker zum Heil der Heimat nutzt, legt heute das Ausland den heuchlerischen guten Rat ans Herz, deutsche Größe nicht in der Macht des deutschen Einheitsstaates zu suchen, sondern – so wie es vor mehr als hundert Jahren Goethe und Schiller in schmerzlichem Verzicht taten – nur in geistiger und künstlerischer Leistung. Es möchte den Deutschen zu seinem wahren Glück zurückführen; mindestens spielt es sich so auf. Das Geschenk, das Danaer bringen, darf billig gefürchtet werden. Ja, es klingt jedem Einsichtigen wie bitterer Hohn, daß Deutschland heute mit Dank einen Standpunkt, dessen Unzulänglichkeit schon vor hundert Jahren offenbar geworden ist, von den Händen seiner Feinde angewiesen erhalten soll. Jämmerlich ist die Sorge, mit der unsere Feinde sich der alten deutschen Kultur auf Kosten Deutschlands annehmen wollen. Wir wissen, daß unserer

guten alten Kultur kein besserer Schutz erstehen kann als die neue deutsche Kultur der Tatkraft und des zähen Willens zur Macht.

Der Tag von Charleroi

Von Alfred Walter Heymel

„Als Buben hatten wir einen Nachbaronkel, der 1870/71 das Eiserne Kreuz erstritten hatte. Ihr könnt euch denken, wie der mit Fragen über den Krieg bestürmt wurde; aber immer wich er unserem kindlichen Drängen mit dem Bemerken aus: Ach, Jungens, laßt das, ich spreche nicht gern davon, es wurde damals ein bißchen viel geschossen .... So geht es auch mir, liebe Freunde", sagte der Oberleutnant, der gerade aus der Schlacht an der Marne, weil er krank geworden war, für kurze Zeit zurückgekehrt, sich zu Hause erholte und von den Seinen gedrängt wurde, erlebte Einzelheiten aus der Schlacht zu erzählen. „Wirklich, ihr Lieben," fuhr er fort, „es wurde auch diesmal da unten ein bißchen viel geschossen, so auch bei Montmirail, von wo ich gerade herkomme, ja eigentlich war es überall so."

Nun wollten natürlich die Zuhörer Einzelheiten wissen, welche Gefühle man hätte, wenn man so durch das Granaten- und Schrapnellfeuer reiten müßte oder still in einem Graben in Deckung läge und die Geschosse dicht vor einem auf der Straße oder auf einem nahen Felde krachend aufschlügen und zerplatzten oder in der Luft puffend zerstöben.

Unser Krieger antwortete: „Mir hat eigentlich nichts in den Schlachten von Namur, Etreux, St. Quentin und an der Marne, die mitzufechten ich die Gnade und das Glück

Deutsche Bücher aus dem Insel-Verlag

Die Insel-Bücherei

Jeder Band mit farbigem Überzug 50 Pfennig.
Die gewaltigen Zeitereignisse haben bestimmt den Inhalt der fünf

neuen Bände:

Deutsche Kriegslieder (Nr. 153). – Deutsche Vaterlandslieder (Nr. 154). – Deutsche Choräle (Nr. 155). – Kleist, Die Hermannsschlacht (Nr. 156). – Arndt, Katechismus für den deutschen Kriegs- und Landwehrmann (Nr. 157).

Ausführliche Verzeichnisse der Insel-Bücherei, die sich vorzüglich zur Versendung ins Feld eignet, werden unberechnet durch die Sortimentsbuchhandlungen oder durch den Verlag geliefert.

Kriegs-Almanach für 1915

250 Seiten mit 12 Bildern und 1 Faksimile. Preis kartoniert 50 Pfennig. Gewicht weniger als 250 g, daher als Feldpostbrief zu versenden.

Der Kriegsalmanach, dessen Hauptabsicht ist, große Momente und Männer der deutschen Geschichte in klassischen Zeugnissen vor Augen zu stellen, enthält Beiträge, zum Teil Erstdrucke, von Bismarck, Carlyle, Chamisso, Fontane, G. Freytag, Holz, R. Huch, Liliencron, Moltke, Nietzsche, Nikolaus II., Rilke, Dietrich Schäfer, A. Schaeffer, K. Scheffler, R. A. Schröder. Unter den Bildbeigaben befinden sich außer berühmten Schlachtendarstellungen Nachbildungen älterer Holzschnitte von L. Loeffler und O. Speckter. Die Handschrift der „Wacht am Rhein" ist in Faksimile beigegeben.

Aus dem Reformationszeitalter

David Friedrich Strauß: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.–; in Halbleder M. 16.–

Ulrich von Hutten ist von jeher eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen. Hineingeboren und verwoben in eine Zeit geistiger, religiöser und politischer Erregung und Erneuerung, in eine Zeit, da es, nach seinen eigenen Worten, „eine Lust war zu leben", hat er im Kampfe der Geister in vorderster Reihe gestanden.
Es ist eine Fügung eigener Art, daß diese meisterhafte Biographie des Vorkämpfers für Deutschlands geistige und politische Freiheit bei Ausbruch des großen Krieges neu erschienen ist.

Martin Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von R. Buchwald. Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von Cranach. In Leinen M. 12.–; in Leder M. 18.–

Als eine der größten deutschen Persönlichkeiten steht Luther neben Lessing, Goethe, Bismarck; als einer der Führer des sechzehnten Jahrhunderts gehört er neben Michelangelo, Dürer, Erasmus. Diese Schätzung hat die Auswahl und die Einleitung der Buchwaldschen Briefausgabe bestimmt. Sie hält sich ebenso fern von protestantischer Parteinahme wie von ultramontaner Polemik, ist aber der regen Forschung in beiden theologischen Lagern verpflichtet.

Hans Sachs: Ausgewählte Werke (Gedichte und Dramen). Zwei Bände. Mit 60 Abbildungen. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–

Unsere Hans Sachs-Ausgabe will nicht das literarhistorisch Wichtige oder Interessante, sondern das Schöne und Lesenswerte aus des Dichters überreichem Schaffen bieten. Hans Sachs ist hier mit allen Äußerungen seiner Kunst vertreten. Eine besondere Freude werden dem Kenner die vielen schönen Holzschnitte von Beham, Dürer, Ammann u. a. bereiten, die einst die Flugblätter des Meisters zierten und hier in vortrefflicher Wiedergabe erscheinen.

Zwei Romane aus der Zeit des 30jährigen Krieges

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald. Mit den vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.–; in Pergament M. 14.–

Diesen klassischen Roman, in dem ein Zeitgenosse die Schicksale eines Deutschen im Dreißigjährigen Krieg schildert, sollte jeder Deutsche als ein großes nationales Vermächtnis kennen und ehren, nicht anders, als im alten Griechenland Homers Dichtungen fortlebten. Die Ausgabe zeichnet sich sowohl durch ihre Vollständigkeit als auch dadurch aus, daß sie die veralteten barocken Äußerlichkeiten der Orthographie und Interpunktion beseitigt, ohne darum das hörbare Dichterwort im geringsten anzutasten oder gar zu bearbeiten. Klingers Bilder sind der schönste Schmuck, der für dies deutscheste Werk denkbar ist. Eine am Schluß beigefügte Zeittabelle wird willkommen sein.

Ricarda Huch: Der große Krieg in Deutschland. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) 4.–6. Tausend. In Leinen M. 15.–; in Halbleder M. 20.–

Erbarmungslos räumt eine starke, fast männliche Hand hier mit Schmierenplunder auf und erbaut statt dessen ein Welttheater, auf dem hüllenlos die nackten Triebe spielen. Die Wahrheitsliebe der forschenden Dichterin schreckt nicht davor zurück, hier und da so starke Lichter aufzusetzen, daß den atemlosen Leser ein Entsetzen anwandelt; aber diese Wahrheitsliebe weiß auch sehr wohl, ohne zu fälschen, mildere Stimmungen schwingen zu lassen, die versöhnlich wirken und dem ganzen grausigen und fast unverständlichen Gemälde jenes verklärende und bezaubernde Helldunkel verleihen, das uns die alten Meister so teuer macht. Und deshalb ist diese Darstellung des großen deutschen Krieges nicht bloß eine Darstellung, sondern eine ursprüngliche deutsche Dichtung, wie wir sie bisher nicht unser eigen nennen konnten.

Ludwig Sternaux in der „Täglichen Rundschau“.

Aus den Befreiungskriegen

Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Mit 8 Bildnissen. In Leinen M. 14.–; in Halbleder M. 16.–

Das Leben des Mannes, dessen unsterbliches Verdienst die Erhebung Preußens ist, die er schneller herbei- und mitwirkend durchführte, zieht in der unübertrefflichen Darstellung Droysens an unsern Augen vorüber – im biographischen Rahmen das niederschmetterndste und das erhebendste Stück preußischer Staatsgeschichte.

Prinz August von Thurn und Taxis: Erinnerungen aus drei Feldzügen: 1812–1815. Mit einem farbigen Porträt des Prinzen. In Halbleder M. 6.–

Die packende, dabei mit einfachen Worten geschilderte Darstellung der Ereignisse ist allein schon von Wert. Aber ganz wesentlich wird dieser durch die Beobachtungen über Land und Leute erhöht, die dem offenen Blick des jungen, früh gereiften Fürsten nicht entgehen ... Die Schilderung Blüchers mit Gneisenau und ihrer Taten 1815 ist ganz vorzüglich und geschichtlich wertvoll.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. In Leinen M. 10.–. Einzeln: I. Friedrich von Müller: Erinnerungen von 1806–1813. In Leinen M. 3.50. II. Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars. In Leinen M. 3.–. III. Berichte und Briefe der Zeitgenossen, gesammelt von Friedrich Schulze. Mit 16 Vollbildern. In Leinen M. 5.–

Der Anteil des Herzogtums Weimar an den Freiheitskriegen beansprucht ein Interesse, das über das Lokalgeschichtliche weit hinausgeht. Kulturell über das ganze damalige Deutschland hoch hinausragend, die Heimat der führenden Männer in Kunst und Wissenschaft und damit die eigentliche Wiege der nationalen Wiedergeburt, wurde Weimar beherrscht von einem Carl August, der unter preußischen und russischen Fahnen gegen Napoleon focht. – Dieses aus drei – vollkommen selbständigen – Bänden bestehende Werk ist von einem der vorzüglichsten Kenner der Zeit bearbeitet worden und enthält an Text und Abbildungen viel bisher unbekanntes Material.

Vier deutsche Frauen

Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (Liselotte). Auswahl in zwei Bänden. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. In Halbpergament M. 16.–

Man würde es kaum verständlich finden, daß Liselottens Briefe seit 12 Jahrzehnten immer wieder neue Leser in ihren Bann ziehen, wenn nicht der Schreiberin ein Vorzug eigen gewesen wäre, der ihre Gestalt, ihre Persönlichkeit so turmhoch über ihre Zeitgenossen erhebt: ihr echtes, unbeirrbares Deutschtum.

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. In Leinen M. 14.–; in Halbleder M. 16.–

Diese Memoiren werden unter den Memoirenwerken neuerer Zeit ihre große Bedeutung nie verlieren. Wird man sie als historische Dokumente, besonders hinsichtlich der Schilderung des Hofes und des Charakterbildes Friedrich Wilhelms I. mit Vorsicht heranziehen müssen, so haben sie als Menschheitsdokumente um so höheren Wert. Und was vollends die geistvolle belebte Darstellung, das Hineinschauen in ein gequältes und so liebendes, liebebedürftiges Herz angeht, so werden wenige Memoiren mit diesen sich messen können.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Herausgegeben von A. Köster. Zwei Bände. 5. Auflage. In Halbleder M. 15.–

Caroline: Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Mit drei Porträts in Lichtdruck. Zwei Bände. In Leinen M. 14.–; in Leder M. 20.–

Die ganze ältere Romantik steht in diesem Buche vor uns, das Jena um 1800, in dem Goethe, als die Begeisterung für seine Jugenddichtungen, den „Götz“ und „Werther“, verrauscht war, seine überzeugtesten Anhänger fand.

Carolines Leben in ihren Briefen, nebst einer Einleitung von Ricarda Huch und 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 6.–

In dieser Auswahl sind die bedeutendsten Briefe vereinigt.

Deutsche Erzähler, Kleist, Stifter

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.–; in Halbleder M. 20.–. Jeder Band ist auch einzeln käuflich: in Pappband M. 3.–; in Halbleder M. 5.–

Inhalt: Band I: Goethe: Novelle — Kleist: Das Erdbeben in Chili — Hebbel: Aus meiner Jugend — Keller: Spiegel, das Kätzchen — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz — Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. — Band II: Eichendorff: Taugenichts — Büchner: Lenz — Arnim: Der tolle Invalide — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Schiller: Der Geisterseher. — Band III: Gotthelf: Barthli der Korber — Fouqué: Undine — Tieck: Der blonde Eckbert — Brentano: Geschichte vom braven Caspar und dem schönen Annerl — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse. — Band IV: Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Stifter: Der Hagestolz.

Heinrich von Kleists Sämtliche Werke und Briefe. Vollständige Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Wilh. Herzog. Mit dem Jugendbildnis Kleists und 4 Faksimiles. In Leinen M. 32.–; in Halbpergament M. 36.–

Von dieser Ausgabe, die überall als durch Schönheit der Gesamterscheinung hervorragend gerühmt wurde, schrieb der verstorbene Schweizer Dichter und Kritiker J. V. Widmann: „Das ist die eigentliche Standard-Ausgabe der Werke des nach einem Jahrhundert erst vollkommen gewürdigten, zu Lebzeiten selbst von Goethe verkannten Dichters."

Adalbert Stifter: Erzählungen (Studien). Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zweite Aufl. (4.–8. Tausend). In Leinen M. 7.50; in Leder M. 10.–

... Die „Studien" sind durchdrungen von einer Naturandacht, der nichts gleichgültig, nichts äußerlich bleibt, die allein in das innere Heiligtum der Seele hineinzieht. Es gibt wenig Bücher ihresgleichen in der ganzen Weltliteratur.

Illustrierte Zeitung, Leipzig.

Märchen, Sagen und Legenden

Die Märchen der Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Zwei Bände. In Leinen M. 10.–; in Leder M. 14.–; in Kalbleder M. 30.–

Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 8.–; in Kalbleder M. 20.–

Andersens Märchen. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Eingeleitet von Sophus Bauditz. Zwei Bände. Zweite Auflage (4.–7. Tausend). In Leinen M. 12.–; in Leder M. 16.–

Gustav Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. In drei Bänden (mit dem Ergänzungsband: Flaxmans Zeichnungen zu Sagen des klassischen Altertums). In Leinen M. 12.–

Schwabs Sagen sind uns lieb und teuer, ein Buch voll Tiefsinn und Schönheit, grausiger Fürstenkämpfe und seltsamer Lügengeschichten; mit den Kindheitserinnerungen unserer Väter ist es eng verbunden, und so wird es weiter wirken wie 1001 Nacht oder der Robinson, ewig frisch und ewig jung wie die Sage, die in ihnen lebt.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Aus altdeutschen Drucken übertragen durch Severin Rüttgers. Zwei Bände. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–

Auf dieses Werk darf der Verlag besonders stolz sein; es enthält die „Legenda aurea“, aber darüber hinaus eine große Anzahl der schönsten Legenden, die sonst in keiner Sammlung enthalten waren, fast jede geschmückt mit einem der herrlichen Holzschnitte des Lübecker Passional. Mit Bescheidenheit und Ehrfurcht ist der Herausgeber den Quellen nachgegangen und gibt die Legenden, deren deutsche Fassung etwa in die Zeit um 1500 fällt, mit schöner Treue wieder.

Billige Kunstbücher

Uhde-Bernays: Anselm Feuerbach. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Feuerbachs. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–

Rembrandt. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rembrandts. Text von Emile Verhaeren. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–

Rubens. Mit 95 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen von Rubens. Text von Emile Verhaeren. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–

Rainer Maria Rilke: Auguste Rodin. Mit 96 Abbildungen nach Skulpturen und Zeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 4.–; in Leder M. 8.50

Goethes äußere Erscheinung. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.–; in Leder M. 8.–

Zum erstenmal ist hier der gewaltige Eindruck, den auch die körperliche Erscheinung Goethes bei seinen Zeitgenossen hervorgerufen hat, durch eine Vereinigung der vielen literarischen Zeugnisse, die in Aufzeichnungen aller Art bestehen, mit den vorzüglichen und charakteristischsten Bildnissen dargestellt.

Drei-Mark-Bücher

Briefe Kaiser Wilhelms I. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen in Auswahl herausgegeben von Erich Brandenburg. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–

Es ist ein Genuß, Briefe Kaiser Wilhelms zu lesen; ohne Pose, schlicht, klar, verständig, gütig und lebenswarm leuchtet das Bild des alten Kaisers aus jedem Satz, den er geschrieben, hervor. Dies Buch sollte ein Hausbuch des deutschen Volkes werden.

Karl Friedrich von Klödens Jugenderinnerungen. Mit dem Bildnis Klödens. In Leinen M. 3.–; in Leder M. 5.–

Deutsche Kunstbücher

Karl Scheffler: Italien. Tagebuch einer Reise. Mit 118 ganzseitigen Abbildungen. 4.–6. Tausend. In Halbpergament M. 12.–

Schefflers Buch ist die Auseinandersetzung eines bewußten, fertigen Deutschen mit der italienischen Renaissance. Der Wert des Buches — es ist im höchsten Grade fesselnd und anziehend geschrieben — liegt gerade darin, daß hier deutsches Empfinden ehrlich und sicher Stellung nimmt zu den großen Problemen, die uns seit Winckelmann und Goethe beschäftigen. Scheffler, der Deutsche von 1913, verneint, wo Goethe bejaht hatte. Die Tat.

Karl Scheffler: Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert. Mit 78 Vollbildern. In Halbpergament M. 12.–

Inhalt: Deutsche Gedankenmalerei: Arnold Böcklin, Max Klinger, Hans Thoma. Drei Deutsch-Römer: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. Impressionistische Naturanschauung. Fünf Zeichner: Daniel Chodowiecki, Joh. Gottfried Schadow, Franz Krüger, Adolf Menzel, Max Slevogt. Drei Wirklichkeitsmaler: Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Max Liebermann.

Karl Stauffer-Bern: Familienbriefe und Gedichte. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.–; in Leder M. 7.–

Diese Briefe geben ein neues, von Stauffer selbst gezeichnetes Bild seines äußeren und inneren Lebens. An die Briefe, die vom Verlassen des Elternhauses bis zur Katastrophe führen, schließen sich die in der Florentiner Gefangenschaft entstandenen Gedichte an.

Hans Holbein: Bilder des Todes. Nach den Probedrucken der ersten Ausgabe faksimiliert in der Reichsdruckerei zu Berlin. In Pappband M. 12.–; in Leder M. 18.–

Unzählige Male sind die „Bilder des Todes" — berühmt unter dem Namen Totentanz — im Laufe der Jahrhunderte gedruckt worden. Aber erst die Verbindung des photomechanischen Verfahrens mit der Handarbeit hat hier zu einem Resultat geführt, das nicht mehr zu übertreffen sein wird.

Deutsche Musiker

Arthur Schurig: Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Werk auf Grund der durch Nissen gesammelten Quellen und der neuesten Forschung. Zwei Bände. Mit 50 Bildnissen in Lichtdruck und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.–; in Halbleder M. 30.–

R. Pfohl in den Hamburger Nachrichten: Was man von jeder guten Biographie fordern muß: vollständige und quellenechte Beherrschung des gesamten Materials, genaue Kenntnis der Kultur, des künstlerischen Objektes und seiner Grenzgebiete, endlich vor allem: den Menschen und Künstler in der Fülle warmen Lebens, so wie er war, treu nach der Wirklichkeit vor uns hinzustellen, unsere Teilnahme für ihn zu entflammen, seine Bedeutung zu wägen, die Werte seines Schaffens zu messen, — das alles erfüllt die neue Mozartbiographie Schurigs.

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.–; in Halbleder M. 9.–

Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 11 Bildertafeln. In Pappband M. 4.–; in Halbleder M. 5.50

Wir werden an der Hand dieser Dokumente durch das Leben der beiden großen Musiker von der Kindheit bis zum Tode geführt. Nicht nur die Person, der Charakter der Meister wird beleuchtet, auch was an überlieferten Tatsachen irgendwie auf ihr Leben und Wirken wesentlichen Bezug hat, findet sich im wesentlichen in diesen Erinnerungen aneinandergereiht. Berliner Tageblatt.

Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Eine Novelle. Zweite Auflage. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50

Diese anmutigste Dichtung Mörikes läßt den ganzen hinreißenden Zauber der Persönlichkeit Mozarts erkennen und entwickelt mit natürlicher Kunst das lebendige Bild des Genius.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen 3 Mark, in Leder 5 Mark

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländ. Roman.

Charles de Coster: Uilenspiegel und Lamme Goedzack. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Die Bibel des flämischen Volkes, so hat Verhaeren diesen Roman genannt, der von jedem Deutschen gekannt werden sollte, denn an den Stätten, an denen seine Handlung sich abspielt, werden heute die großen Entscheidungsschlachten geschlagen: nirgends werden Landschaft und Volk deutlicher als in diesem Buche.

Daniel Defoe: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung herausgegeben von Severin Rüttgers.

Luise von François: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.

Luise von François: Die letzte Reckenburgerin.

Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

E. T. A. Hoffmann: Der goldene Topf. Klein Zaches. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

Karl Phil. Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman.

Jean Paul: Titan. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. Zwei Bände.

Scott: Der Talisman.

Scott: Ivanhoe.

Charles Sealsfield: Das Kajütenbuch.

Das klassische Buch des wilden Westens. Die Geschichten werden im Hause des Kapitäns Morse, der sog. Kajüte, erzählt: daher stammt sein Name.

Stendhal: Rot u. Schwarz. Ein Roman aus dem Frankreich um 1830.

Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt.

Tuti-Nameh (Das Papageienbuch). Nach türkischer Fass. übers. von Georg Rosen.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler.

Oscar Wilde: Das Bildnis des Dorian Gray.

J.-V. 273 Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

hatte, einen besonders fürchterlichen Eindruck gemacht, nicht einmal dies heftige, herrische, rechthaberische, unerbittliche, bösartige französische Artilleriefeuer, denn meine eigene, meiner Eskadron und meines Regiments, unserer ganzen Division Feuertaufe in Charleroi war so über alle Begriffe schauerlich, so nichts war in uns auf diese zuerst zu bestehenden Greuel vorbereitet, daß alles, was der schwere Feldzug später gebracht hat, viel leichter zu ertragen für uns war, vorausgesetzt, daß an diesem ersten Tag des Schlachtens die Nerven ganz heil geblieben waren.

Wenn ihr mir versprecht, mich nie wieder nach persönlichen Erlebnissen und Einzelheiten des Feldzuges auszufragen, so will ich im Zusammenhang dies Gräßliche und zugleich Großartige erzählen, aber ihr müßt Geduld haben, denn es hat nur Sinn, wenn ich euch den ganzen Verlauf des Schreckenstages von Stunde zu Stunde vor Augen führe, damit ihr einen Vollbegriff des Krieges bekommt."

Natürlich waren die andern mehr als einverstanden, füllten die Gläser neu und rückten um den Tisch enger zusammen.

„Unser Reiterregiment", begann der Erzähler, „wurde in der Nähe der feindlichen Grenze ausgeladen und kurze Zeit auf einem Truppenübungsplatze aufgehalten, weil sich dort unsere Division, der wir als Aufklärungskavallerie zugeteilt werden sollten, sammelte.

Schon hatten viele von uns ungeduldige Angst, wir könnten noch länger auf den Vormarsch an die Front zu warten haben; wir hörten von der großen Festung nahe an der Grenze, um die in den Tagen hart gekämpft wurde, den Kanonendonner der Haubitzen herüberdröhnen; wir hörten

von den haarsträubenden Grausamkeiten, die ein welsches und jahrelang verhetztes Volk aus Wut über unseren Bruch einer Neutralität, die es selbst tausendfach vorher gebrochen hatte, an unseren Landsleuten, Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kindern begangen haben sollte. Wir kochten unserseits innerlich, diese Schandtaten zu rächen, und einige Verse aus meinem Kriegstagebuch deuten unsere damalige Stimmung vielleicht am besten.

Die wartenden Reserven

Was donnern die Haubitzen
von Lüttich zu uns her,
wir wollen hier nicht sitzen,
wir wollen zum vordern Heer.

Wir halten Roß und Leute
und unsere Herzen kaum,
und jeder denkt nur heute,
und morgen ist ein Traum.

Wir sind uns weggenommen,
gehören uns nicht an,
das Land hat uns bekommen
zu eigen Mann für Mann.

Wir drängen all nach vorne,
nur hinten ist uns bang,
wir sind voll Grimm und Zorne,
bis unser Säbel sang,

bis daß er sang Verderben
auf dies verworfne Land:

ganz Belgien geh in Scherben
am eignen Mord und Brand.

Froher und freier wurde es uns um die Brust, als wir bald darauf über die Grenze marschierten, die ersten, zur Strafe niedergebrannten Häuser sahen, ein aufwieglerischer Pfarrer in einem nahen Wäldchen an einem Baume im Winde hin und her wippte und das Gefechtsfeuer sich immer deutlicher markierte.

Einige Tage mußten wir uns allerdings noch gedulden, denn die früher ausgerückten Truppen hatten schon gute Arbeit getan, die erste Festung fiel in diesen Tagen, und zur Belagerung und Eroberung der zweiten waren wir mit angesetzt. Noch hatten wir keine Kugel pfeifen hören, nur dann und wann ein nervöses Vorpostengeknatter in der Nacht, bei dem aber niemand getroffen werden konnte, da kein Feind da war. Französische Streitmächte wurden häufig gemeldet, zogen aber, wie zum Spott, immer vor uns her und wurden von uns nie gesichtet, geschweige denn gestellt.

Am 21. August endlich wurde die Sache feierlicher. Gefangene wurden vorbeigeführt, erschossene Pferde lagen an der Straße. Nachmittags ging die Vorhut unserer Division richtig in Stellung.

Zu meiner unbeschreiblichen Freude bekam ich den Auftrag, festzustellen, wie stark die gemeldeten feindlichen Kräfte in den Dörfern Thiméon und Gosselies seien.

Der Kommandeur ermahnte zur Vorsicht, wenn wir in die Nähe der Dörfer kämen, das Gelände schiene der Karte nach sehr frei zu sein, er riet mir, irgendeinen hohen Punkt zur Beobachtung zu wählen, einen Kirchturm oder einen hohen Strohschober. Dann ritt ich mit meinen zwölf Jungens

los, und als wir in das beschriebene freie Gelände kamen, da sahen wir, daß gar nichts zu machen war, als, so vorsichtig es eben ging, erst einmal geradeaus auf das Dorf Thiméon loszureiten, denn nirgends bot sich ein Aussichtspunkt, und so verabredete ich mit einem jeden, wohin wir uns, im Falle wir Feuer kriegen sollten, zurückziehen wollten.

So ritten wir, weit in Fächerform auseinandergezogen, über die Getreidefelder, auf denen einzelne Bauern die Ernte einbrachten und uns fast zu freundlich Auskunft gaben. Wir strebten einer kleinen Anhöhe zu, von der wir uns Überblick erhofften und auf der noch die wohlgeordneten Garben in ihren gewöhnlichen Abständen lagen.

Als wir aber auf etwa 200 Schritte heran waren, wurden die Garben lebendig, und wir befanden uns im heftigsten Infanteriefeuer, mußten etwa 500 Meter ungedeckt im Galopp über das freie Feld zurück, wobei wie durch ein Wunder niemand verletzt wurde, nur ein Pferd einen Streifschuß am Hufe erhielt.

Als wir nach rechts hinüberhaltend versuchten, gegen Gosselies durchzubrechen, wurde von der Chaussee aus wieder Feuer auf uns eröffnet.

Meine Leute benahmen sich prachtvoll, einer von ihnen kam aus dem Sattel, da sein Pferd ins Stolpern geriet, ich dachte schon, er sei abgeschossen, aber gleich waren zwei seiner Kameraden bei ihm, fingen sein Pferd ein und halfen ihm im feindlichen Feuer hinauf. Solche Fälle der unbedingten Kameradschaft habe ich im weiteren Verlauf des Feldzuges unzählige erlebt.

Der Stolz meiner Patrouille, als erste von unserer Divi-

sion Feuer bekommen zu haben, war unschreiblich, besonders ging der Mann, dessen Pferd einen Hufschuß bekommen hatte, wie ein Pfau umher, und ich machte ihm und mir das Vergnügen, ihn mit der Meldung an den Divisionskommandeur zu schicken, daß die Felder, Höhen vor Thiméon und Gosselies von feindlichen Kompagnien besetzt seien und keinen Einblick in die Stellungen des Feindes durch Kavallerie gestatten.

Dann mußten wir alles erzählen, alle waren wir vergnügt, denn wie das kleine Scharmützel stattgefunden hatte, entsprach es den Vorstellungen, die wir zu Hause vom Krieg durch Manöver und kriegsgeschichtliche und historische Studien, ja sogar aus der Zinnsoldatenspielzeit her erhalten hatten.

Der Schluß des Tages war friedlich, der Feind zog sich wieder wie zum Schabernack zurück, und wir bezogen Ortsunterkunft, ohne von irgend jemand belästigt oder angegriffen zu werden.

Am Morgen des 22. August, der trübe und staubig anbrach, saßen wir mit dem Bewußtsein auf: heute müssen wir die Flußübergänge über die Sambre in Charleroi gewinnen, wenn anders wir rechtzeitig in die große Schlachtlinie einrücken wollen, um die zweite gewaltige Festung, nämlich Namur, mit erobern zu helfen.

Es war etwa 5 Uhr, als das Regiment gesammelt stand, der Kommandeur die Kolonne zu zweien abritt und nach dem ältesten Rittmeister rief. Es war der Führer jener ersten Schwadron, zu der auch ich gehörte. Wir erhielten den Auftrag, die Spitze der Vorhut zu bilden. Zugleich wurde uns mitgeteilt, daß nach Meldungen anzunehmen sei, daß wir hier und da auf Barrikaden stoßen würden, die dann von

schnell vorzuziehender Artillerie und Maschinengewehren weggeputzt werden sollten.

Also wir ritten an und kamen bald vom freien Lande auf der Chaussee durch Dörfer, die schon wie Vorstädte aussahen, wurden überall von der Bevölkerung fast höhnisch freundlich begrüßt, man bot den Reitern Wasser, Kaffee, Tabak an, und als wir schließlich in den richtigen Anfang der schmutzig düsteren Stadt hineinritten, als die Felder, Wiesen, Bauplätze und Gartenstücke zwischen den Häusern mehr und mehr aufhörten und sich die niedrigen einstöckigen Häuser kasernenartig aneinander gliederten, kam plötzlich aus einem Haus ein, wie es schien, deutschfreundlicher Belgier auf unsern Rittmeister, neben dem ich gerade ritt, zu und sagte zu uns: „Nehmen Sie sich in acht, in zehn Minuten werden Sie aus den Häusern Feuer bekommen."

Wir hielten sofort, riefen für einen Augenblick den Offizier, der mit dem ersten Zuge als Spitze 200 Meter vor uns geritten war, zurück, machten ihn mit der Einwohnerwarnung vertraut und schickten einen Meldereiter zurück zum Befehlshaber der Vorhut und baten um Maschinengewehre. Der Reiter kam zurück mit dem Bescheid, wir möchten vorsichtig feststellen, ob die Warnung stimmte, Maschinengewehre würden im Notfall nach vorn kommen.

Die Spitze, die mein Freund, der Oberleutnant S., führte, trabte nun wieder nach vorn und fing sich, was sie an Zivilisten habhaft werden konnte, als Geisel ein und ließ so etwa zwölf bis sechzehn alte und junge, dicke und dünne Individuen vor und zwischen seinen Lanzenreitern marschieren; außerdem hatte sie die kameradschaftliche Order, nicht allzuweit vorauszureiten.

Etwas, was mich ganz besonders erschreckte und Böses ahnen ließ, war der Umstand, daß die zu solchen Zivilisten gehörigen Frauen in ein wildes Weinen ausbrachen, eine Rothaarige, Fanatische warf sich auf das Straßenpflaster, bekam Schreikrämpfe, andere drohten, die hageren Arme in die Luft gereckt, hinter uns her, obwohl man sie alle des öfteren versicherte, daß ihren Ernährern und Söhnen, Freunden und Liebhabern nichts geschehen würde, solange man uns nichts täte. Alle diese vielsagenden Szenen spielten sich in Nebenstraßen ab.

So ritten wir wohl noch etwa zehn Minuten vorwärts, die Straße war ganz menschenleer, alle Häuser waren fest verrammelt, Balken lagen vor den Türen, die Läden waren alle herunter, nichts war zu hören, nichts zu sehen. Da kam von hinten der Adjutant zu uns vor und brachte irgendeinen Auftrag. In dem Augenblick sagte ich: ‚Nun ists doch nur noch eine Frage von Minuten, daß die Schufterei anfängt.'

Das war genau in dem Augenblick, als mein Freund an der Spitze, da er in einiger Entfernung vor sich einen dunklen Strich über die Straße gezogen sah, einen der Zivilisten fragte: ‚Eine Barrikade?' ‚O nein, die Eisenbahn', war die Antwort, und in demselben Augenblick krachte auch schon eine regelrechte Infanteriesalve von der Barrikade vor uns durch die enge Straße uns entgegen.

Ich sah zwei bis drei Reiter der Spitze sofort sich überschlagen, auch die Geiseln mit am Boden rollen, meinen Freund neben seinem Pferd stehen. Ein rasendes Schnellfeuer folgte abwechselnd mit Salven, wir konnten nirgends heraus; natürlich machten wir sofort kehrt, und so ging es, ein wildes Gehetze, über das holprige Straßenpflaster, im

Rücken die sausenden Kugeln, die Richtung zurück, von wo wir gekommen waren. Pferd auf Pferd brach zusammen.

Doch da geht die leibhaftige Hölle erst recht los, das Feuer verstärkt sich, die Kugeln kommen nicht allein aus den Häusern, auch von rechts und links, aus Kellerluken, Fenstern, Dächern, und schon liegen dreißig bis vierzig Pferde, und viele Reiter rennen durcheinander. So versuchten die Schurken von rechts und links ihre Angelhaken nach unserem zuckenden Leben auszuwerfen, während sie von hinten unaufhörlich bemüht waren, gleichsam mit Kugelnetzen unseren vorwärtszappeln= den Haufen zu Boden zu reißen.

Ich sehe links, wie auch der Adjutant neben seinem Pferd steht, da fühle ich von hinten in das Pferd einen Stoß nach vorn dringen. ‚Meiner Seel,' denk ich, ‚verwundet, gleich liegen auch wir, Fensterziele für Schrotbüchsen, aber Dank dem Herrn' – und im Galopp geht es weiter, bald auf der Straße, bald auf dem Trottoir – und nun, liebe Freunde, sehe ich es euren Gesichtern an, was ihr fragen wollt, denn ihr möchtet gar zu gern wissen, was man in solchen Augen= blicken denkt oder fühlt.

Ich will versuchen, in meinem Gedächtnis nachzuforschen, was ich so etwa gedacht haben mag. Zuerst: ‚Diese Hunde, daß man sich von ihnen erschießen lassen muß, ohne was da= gegen tun zu können', dann: ‚Zurück, aufgepaßt, daß man nicht über ein liegendes Pferd stolpert', und dann, wenn die Kugeln immer näher um die Ohren fliegen, steigt viel= leicht zum erstenmal eine Kälte zum Herzen hinunter und eine Hitzwelle den Rücken hinauf, und man sagt sich: ‚O, mein Lieber, hast du am Ende Angst?' Aber dann kommt ein so wundervolles Gefühl der Sicherheit, ein sich ganz in der

Hand der Vorsehung Fühlen über einen, daß man plötzlich weiß oder glauben will: ‚Ich kann ja gar nicht getroffen werden, denn ich habe noch viel zuviel zu leisten, viel zuviel gutzumachen ...‘ und dann überflutet einen etwas wie eine wilde Freude und ein Entkommenwollen, wie beim Rennen, etwas Sportliches, und man denkt: ‚Wenn der Lebenswille nicht stark genug ist, Kugeln aus seiner Bahn abzulenken, taugt er überhaupt nichts.‘ Und dann schließlich erinnert man sich vielleicht eines kleinen Spitzentüchelchens im Brustbeutelchen, das nun im Galopp unter dem Waffenrock hüpft. ‚Dies ward dir als Talisman gegeben, es wird dich beschützen‘, denkt man. Aber das ist alles nicht das Richtige, was man denken soll, sondern dies ganze Durcheinander muß rasch vorübergehen, und es gibt nur einen soldatischen Gedanken: ‚Pflicht, aufpassen, daß noch alles recht wird.‘

Da sehe ich meinen Rittmeister plötzlich neben mir, ganz blaß, zeigt auf seinen Fuß und sagt: ‚Sehen Sie mal, was die Schweinehunde gemacht haben!‘ Und ich sehe das schöne, rote Blut durch die Gamaschen den Stiefel heruntertropfen und sage ziemlich blödsinnig: ‚Wadenschuß!‘ Sprenge aber zurück, hole den Doktor nach vorn, und nun kommt der Augenblick, wo nichts mehr gedacht wird als: ‚Zusammenhalten! Du mußt die Schwadron führen!‘ Und das für einen jungen Offizier wundervolle Kommando klingt hell und laut über die Lippen: ‚Die erste Eskadron hört auf mein Kommando!‘

Aber es ist ein unaufhaltsames Zurückfluten, die Protzen der anfahrenden Artillerie werden umgerissen, und irgendwoher tönt ein Ruf: ‚Zurück, kehrt!‘ Er veranlaßt die anderen Schwadronen, ihrerseits kehrtzumachen; sehr zu ihrem

Schaden, denn nun fangen die Versteckten oben in der Straße wieder ein Geschieße auf die wehrlosen Reiter an, denn wir waren weit in die Falle hineingegangen. Ich also zur Schwadron zurück, die in einer Nebenstraße sich notdürftig sammelt. Ich versuche unter Scherz und Drohung zu ordnen, was zu ordnen ist; viel war in dem Augenblick nicht erreichbar.

Auf einmal höre ich, wie vorn ein junger Artillerieleutnant wie verzweifelt nach Munition und Deckung schreit, ich gebe den Befehl nach Munition einem jungen Offizier weiter und sehe folgendes Bild: Zwei Kanonen mitten auf der Straße, je zwei Kanoniere zur Bedienung, je drei Schuß pro Geschütz, die andre Munition liegt irgendwo auf der Straße verloren, der junge Leutnant in der Mitte und der Kommandeur des Regiments als Führer des Detachements, nachdem man auch ihm das Pferd unter dem Leib erschossen hat, hinter einem Artillerieschild.

Wieder zurück und mit zwölf wackeren Burschen meiner Schwadron in die Straße eingerückt, wo sie so Grauenhaftes vor fünf Minuten erlebten. So haben wir wenigstens einige Mannschaften, um die Geschütze zu schieben und Meldereiter zu versenden.

Die ersten Geschosse sausen mit entsetzlichem Getöse die lange Straße hinunter gegen die Barrikaden, nichts rührt sich dort mehr; wir sehen nur auf der Straße unsere verwundeten Reiter und Pferde unbeweglich liegen oder sich bewegen.

Da befällt mein Pferd ein Zittern; ich bin im Nu aus dem Sattel, es schweißt nirgends, aber es schwitzt und scheint sich kaum noch auf den Beinen halten zu können, schließlich

hebe ich den Schweif in die Höhe und sehe, daß eine Kugel neben dem After in den Magen gedrungen ist, so daß es inwendig verbluten muß. Ich führe es seitwärts in einen Vorgarten und gebe ihm die Gnadenkugel, dem braven d'Arcy, der mir so tausend und einen Dienst geleistet hatte! Wie ging er unter dem Damensattel, bestand sogar unter den Augen Seiner Majestät in Döberitz, trug mich in Bückeburg, Bremen und Oldenburg über viele Jagdsprünge, war placiert im Korpsrennen im Munsterlager, ging im Dogcart und vor der Front und als Krankenpferd in den Dünen von Norderney. Kurzum, er war jenes Gebrauchspferd, das man immer sucht und so selten in den Stall bekommt.

Schnell nehme ich mir einen Schimmel von meinen zwölf Getreuen, zu denen sich mittlerweile die zweite Schwadron herangefunden hatte und die sich alle in Deckung auf einem Gartenstück in einer Nebenstraße sammelten. Ich sattele um und reite, an den Schimmel von Omaru, nicht etwa an den des braven Froben denkend, rückwärts, den Maschinengewehren entgegen. Da kommen sie auch schon die Straße heruntergerasselt, die Pioniere schlagen rechts und links in den Häusern die Türen und Fenster ein, und es gibt einen kurzen und grauenhaften Kampf in den Kellern und auf Treppen. Nur Bajonett, Axt und Beil werden gebraucht, und man tut gut, nicht zuzuschauen.

So befinde ich mich etwas rückwärts, mitten auf der Straße, zwischen einer Infanteriekompagnie, die links und rechts die Trottoire dreigliederig besetzt hält und die gegenüberliegenden Häuser beobachtet.

Ein Schuß ertönt; er wird wohl irgendeinem der Unsrigen von selber losgegangen sein. Sogleich erhebt sich das Ge-

schrei, es wird wieder aus den Häusern geschossen, eine Panik entsteht, und es beginnt ein rasendes, sinnloses Schießen kreuzweise über die Straße, in die Häuser hinein. Zwei Infanterieoffiziere und ich zu Pferde mitten auf der Straße, die anderen steigen ab; mir ist schon alles einerlei, ich bleibe ruhig auf dem Schimmel, lege meinen Kopf auf seinen Hals und denke: ‚Nur die Kugel, die für dich gegossen ist, wird dich treffen.‘

Aber man war so zugedeckt vom Kugelregen, es war ein so infernalischer Lärm durch den Widerhall der Gebäude, das Aufschlagen der Geschosse auf Dächer, das Einbrechen in Läden und Fenster, Anprallen gegen Ziegelsteine, daß man sich gar nichts Erschreckenderes denken kann. Kurz fühlte ich wieder die heiße Welle den Rücken herauf, dann aber kam die alte Ruhe über mich; eigentlich mußte ich lachen, denn der Eifer des gänzlich zweck- und ziellosen Schießens war zu komisch. Nach einigen Minuten hörte es auf, nachdem das längst gegebene Signal: Stopfen! durchgedrungen war. Wir sahen uns alle an und schüttelten die Köpfe, und ich persönlich dachte: ‚Du bist ja noch viel zu unreif, um abgeschossen zu werden‘, und aß den Rest meines mitgenommenen Frühstückes auf der Straße auf.

Die Barrikaden zu beseitigen und die Verwundeten einzuholen, war jetzt die Zeit gekommen. Es war anzunehmen, daß kein Feind mehr hinter dem Steinhaufen liegen würde, nur mußte man sich in acht nehmen, daß nicht ein seitlich eingebautes Maschinengewehr uns neue Verluste verursachte.

So gingen wir, die Maschinengewehre, die beiden Kanonen vorweg, Infanterie daneben und dahinter, Schritt für Schritt vor. In jedem Hause wurden wiederum die Türen einge-

schlagen, und wo Einwohner mit Waffen gefunden wurden, niedergemacht.

Leider legten unsere Reiter zu früh Feuer in den Häusern an, denn beinahe wären wir dadurch später an einem kurzen Rückzug gehindert worden, da die Glut und der Rauch ein Zurückgehen fast unmöglich machten. Zum freudigen Erstaunen war die Anzahl der Toten und Verwundeten verhältnismäßig gering, und wer beschreibt unsere Freude, als plötzlich hinter einem Haus bekannte Stimmen zu rufen anhoben und unser Adjutant mit einem Dutzend zum größten Teil heiler oder wenig verwundeter Reiter sich beim Kommandeur meldete. Er war gleich zu Anfang der Schießerei vom Pferde gesprungen, hatte sich in eine Hausnische hineingeduckt und dann ein besser gebautes Haus mit Vorgarten gefunden, durch das er dann in den rückwärts gelegenen Teil des Gartens hatte durchkommen können, nachdem er alles, was noch laufen konnte, um sich versammelt hatte.

Auf der Straße sahs schlimmer aus. Ein gefallener Soldat in der Landschaft, dem eine Granate das Bein, den Arm oder gar den Kopf abgerissen hat, ist sicher ein trauriger Anblick, doch heiligt der Tod auf dem Schlachtfeld sogar solchen Schrecken und klärt das Düsterste auf. Aber unsere Grauröcke so auf dem Pflaster liegen zu sehen, zum Teil mit den häßlichsten Schrotschüssen, die sie aus nächster Nähe aus den Häusern erhalten hatten, dazwischen ein älterer Zivilist, schlecht rasiert, spärliches graues Haar, schmutziger dunkler Anzug und dann der Schädel gespalten, das Gehirn herausquellend, das war ein so abscheuerregender Anblick, so ganz anders, als man vom Krieg erwartet hatte, daß man gut daran tat, mit geradeaus gerichteten Augen sich um nichts zu

kümmern. An einzelnen Stellen floß das Blut buchstäblich in den Gossen, die Einwohner mußten viele ihrer Leute beiseite geschafft haben, und wir hofften nur, daß keine der Unsrigen dabei gewesen sind, denn deren Schicksal wäre ein unausdenkbares. Der Blut- und Brand- und Wein- und Kognakgeruch wurde unerträglich. Alle Fässer waren zerschlagen und strömten den Inhalt auf so unedle Weise aus.

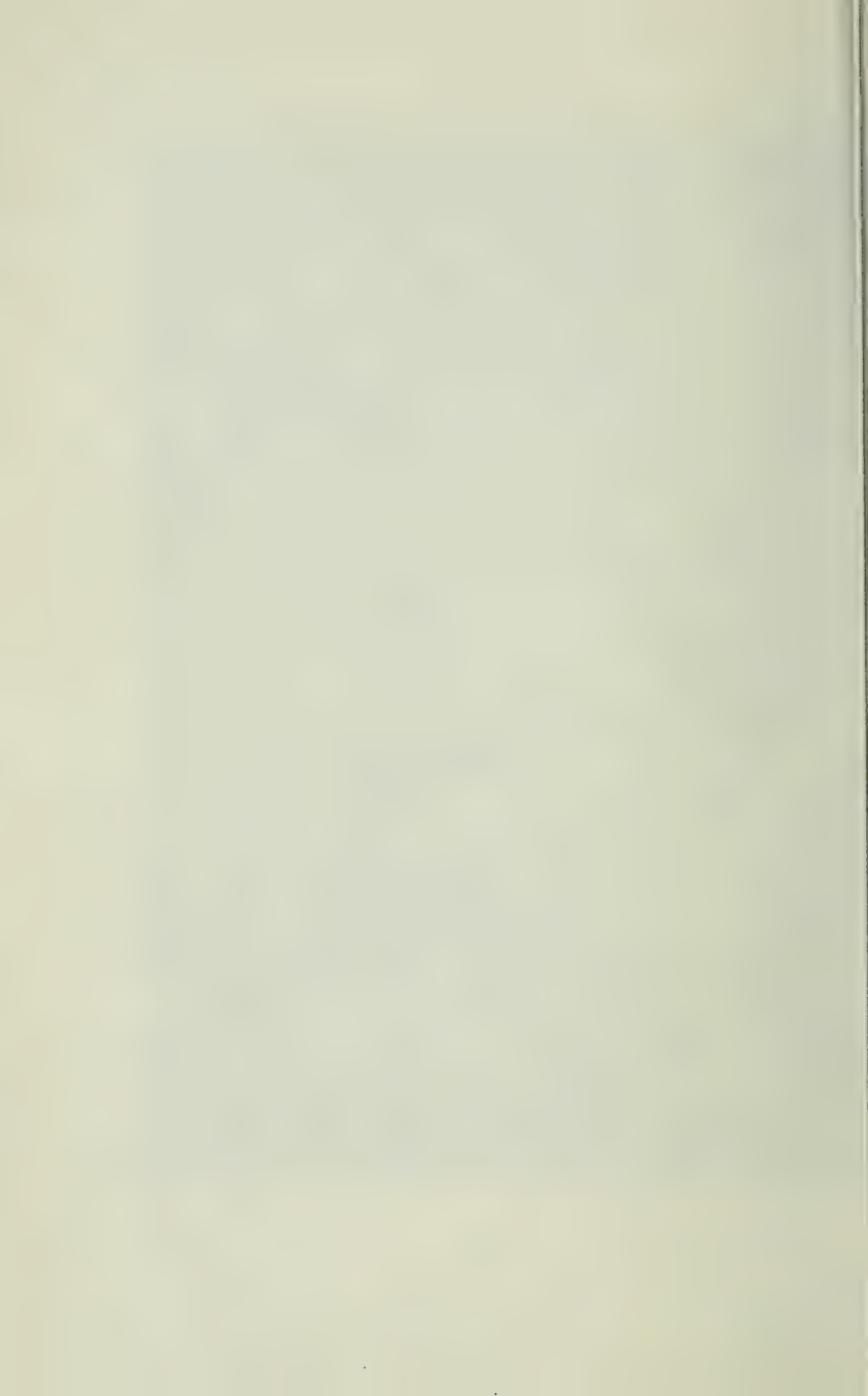
Die Barrikade war unbesetzt, und eingefangene Zivilisten mußten die Straße ebenso schnell wieder freimachen, als ihre Mitbürger sie uns versperrt und zu einer Meuchlerfalle hergerichtet hatten.

So weit waren wir nun, hatten aber die ziemlich sichere Aussicht, wenn wir auf dieser Straße weiter vorrückten, noch auf sechs bis sieben solcher Hindernisse zu stoßen und uns immer wieder, wie man bei den Soldaten sagt, im Wurstkessel zu befinden. Ganz besonders beunruhigte, ja geradezu unverständlich schien es uns, daß der Haupttrupp nicht folgte, und als ich noch einmal so weit zurückgeritten war, als man sich, ohne irrsinnig zu sein, in dieser Stadt der Hinterhälte allein vorwagen konnte, mußte ich die Meldung zurückbringen, daß keine Truppen uns folgten. Ich tat dies alles, um möglichst keinen Augenblick unbeschäftigt zu sein; mir schien dienstliche Tätigkeit die einzige Rettung vor dummen Gedanken.

Da standen wir nun an der eroberten Straßenkreuzung, in einer kleinen, gänzlich verwüsteten Wirtschaft wurde noch ein bißchen Mineralwasser und Rotwein gefunden, so daß jeder der Offiziere ein halbes Glas für die gänzlich ausgetrocknete Kehle bekam. Da, endlich, ein Radfahrer mit Botschaft für uns. Das Gros ist seitlich abgebogen, wir sollen



Alfred Rethel: Der Gott des Krieges



sofort kehrtmachen und so schnell wie möglich heranziehen. Die Division ging seitlich über die Sambre an der und der Stelle, wir sollten die Funktion der Nachhut übernehmen. Es mag etwa 12 Uhr mittags gewesen sein, als dieser Befehl kam, die Sonne brannte nun siedendheiß, und vorläufig schien das Schlimmste überstanden.

Aber, liebe Freunde, nicht wegen diesem nervenerschütternden Geschieße in der Stadt und dem darauffolgenden widerlichen Gemetzel habe ich euch die Ereignisse dieses Tages so ausholend erzählt, sondern als Vorbereitung für die Eindrücke und Geschehnisse, die nun erst kamen, denn sie waren es noch mehr, die mir den Sinn und Schrecken des Begriffs ‚Krieg' gleich am ersten Tag unbarmherzig klargemacht haben.

Wir waren also aus einer Vorhut eine Nachhut geworden und konnten sehen, wie wir uns mit den Haupttruppen vereinigten. Von allem wurden Geiseln, auch Curées darunter, gemacht, die Kavallerie und Artillerie marschierte nicht mehr ungeschützt allein, sondern war flankiert von Infanterie und Pionieren, man lernt immer sehr schnell zu, wenn man erst eins drauf gekriegt hat.

So kamen wir, nachdem wir mit Mühe und Not noch gerade durch die von uns selbst angezündeten, brennenden Straßen, durch Rauch und Hitze durchgekommen waren, unter dauerndem Geknatter der in den Häusern aufgestapelten und jetzt nur noch unschädlich puffenden Patronen, die übrigens die freundliche Absicht der früheren Bewohner verrieten, auf einen großen Bauplatz in einer anderen Vorstadt und fanden dort unsere dritte Schwadron, allerhand andere Truppen und unsere Handpferde.

Strahlend vor Glück ritt ich zu diesen rüber, um mich auf meinen guten Schecken Woiwode, ein prachtvolles Jagd- und Springpferd, zu setzen, als mich die Nachricht wie ein Keulenschlag trifft, daß auch er weg ist, erschossen, wie der Bursche sagt, denn man hat auf die Handpferde geschossen, losgerissen, wie andere behaupten, was mich in noch größere Verzweiflung und Wut versetzt, weil ich dadurch die Idee nie werde los werden, daß der Brave noch lebt und von irgendeinem Unberufenen geritten wird, während ich mich mit Remontepferden herumschlagen muß.

Auf einem Karren, halb zugedeckt, lag ein braver Unteroffizier von der dritten Eskadron, der kurz vorher nach zweistündigen Qualen an einem schweren Bauchschrotschuß den Heldentod gestorben war. Ein liebenswürdiger Infanteriemajor kam auf mich zu und bot mir 12 Infanteristen mit Spaten an, damit ich den Unteroffizier begraben sollte. Gerade hatte ich mir Gedanken darüber gemacht, den armen wackeren Kerl so liegen zu lassen, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte; so kam mir das Angebot hoch willkommen.

Einige holten aus nahem Gärtlein sogar Blumen herbei; als wir ihn der Länge nach, den Kopf nach Osten, in sein primitives Grab gelegt hatten, warfen wir Blumen und Erde auf ihn, und ein kurzes Gebet wurde gesprochen, das Vaterunser bis ‚dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden!‘, mehr wäre uns schon wie Schwatzhaftigkeit oder Belästigung des Höchsten vorgekommen, dann noch ein roh gezimmertes Kreuz mit einer Bleistiftinschrift, seinen Helm oben drauf. Dank an die hilfreichen Soldaten und Schluß. Die drei Ehrensalven, die der Tote so sehr verdient hatte,

mußten unterbleiben, damit nicht Alarm oder Panik entstünde. So ein Begräbnis, das einschließlich des Grabgrabens etwa 20 Minuten dauerte, geht vielleicht mehr auf die Nerven als der Anblick von hundert um einen herum Fallenden.

Es ging dann wieder vorwärts, und noch einmal wurde haltgemacht auf einem großen, gepflegten Marktplatz, auf den von allen Seiten Landschafts- und Industriehügel heruntersahen und einem so recht den Gedanken angenehm machten: Wenn die jetzt mit Franzosen besetzt wären! Dort trafen wir den Führer unserer großen Fern- und Nachtpatrouille, den wir längst, samt seinen Soldaten, für verloren gehalten hatten. Er erzählte, daß er von den Bewohnern der Stadt auf das freundlichste empfangen und bewirtet wäre, es hatte ihnen eben daran gelegen, daß kein Schuß vor der Zeit fiel, nicht eher, als wir wirklich in der Falle drinsaßen. Nun, wir sind ihnen nicht ganz hineingegangen. Sie hatten angenommen, daß wir auf der zuerst eingeschlagenen Straße weiterrückten und uns bis etwa 7 Uhr aufhalten würden, dann sollten die französischen Truppen uns beim Ausmarsch aus der Stadt mit Artillerie zurückwerfen, und erst dann wäre das eigentliche Vernichtungsschlachten in der Arbeiterstadt losgegangen. Es ist später herausgekommen – wir haben die Uniformen gefunden – daß zwei Bataillone der besten französischen Infanterie überall verteilt waren, um das Feuer der belgischen Garde Civile und der Franktireurs zu organisieren und zu disziplinieren.

Wir aber waren halb fünf Uhr mit den Ersten über den Fluß, traten aus der Stadt heraus, nahmen die angebotene Feldschlacht an, und wie die ausging und wie fürchterlich

für uns das Warten auf diesen Ausgang wurde, das will ich jetzt zum Schluß erzählen.

Wir waren zwischen 5 und 6 Uhr an einer ziemlich schmalen Sambrebrücke, rechts und links unheimliche, riesengroße, dunkle Fabrikgebäude, groß genug, um in jedem ein Infanterieregiment unterzubringen. Ein Vorrücken war vorderhand nicht möglich, da die Straße vor uns mit eigenen Truppen gesperrt war. So stand ein Teil unseres Regiments diesseits den Berg herunter zu zweien, ein Kinderziel, ein Teil jenseits der Brücke, und niemand wußte, ob sie nicht jeden Augenblick mechanisch gesprengt werden konnte. Unaufhörlich pfiffen einzelne Kugeln über uns hinweg, aus dem oberen Stadtteil abgegeben, einmal hörten wir ein Maschinengewehr, das in irgendeinem Häuserdach eingebaut sein mußte; aber die Kugeln gingen alle zu hoch und zu weit und trafen nicht; wenigstens nicht uns.

Wir hatten alle das Gefühl, daß, wenn jetzt unsere letzte Infanterie über die Brücke hinüber sein würde, wir als Schluß des Detachements wiederum die ganze hinterlistige Wut der Bevölkerung auszukosten haben würden. So entschloß sich unser Kommandeur, den Rest der Reiter heranzuholen und einen hinter dem andern, jenseits der Brücke an die Häuser gedrückt, aufzustellen.

Wir unterhielten uns bis Anbruch der Dunkelheit damit, dann und wann auf irgendein Haus des gegenüberliegenden Ufers zu schießen, aus dem man auf uns geschossen hatte.

Oben, auf der rückwärtigen Höhe, vielleicht eine halbe Stunde Marsch von uns entfernt, tobte die Feldschlacht. Wir unterschieden ganz genau unser ruhiges, festes, energisches Artilleriefeuer, vor allem das Schweigen gebietende Krachen

unserer schweren Artillerie beim Feldheer, des größten Schreckens der Franzosen, von dem heftigen, nervösen, französischen Feuer.

Wir wußten aber auch ganz genau, daß, wenn es da oben schief geht, wir durch Charleroi zurück mußten, und ich glaube, ein jeder von uns hätte sich lieber an der Stelle, auf der er stand, totschlagen lassen, als noch einmal zu versuchen, durch diese Hölle jetzt in den sicheren Tod zurückzugehen und dem Gorgonenhaupt dieser Stadt in der Nacht ins Auge zu schauen.

Da erhielt ich den Auftrag, mit meinem Zug einmal links herauszufühlen, ob dort vielleicht eine Abzugsstraße für uns nach Chatelet in Frage käme.

Ich ließ führen, Karabinerschützen neben den Pferden gehen und das äußere Tor einer der großen Fabriken am Fluß aufbrechen, um sicher zu sein, beim Zurückkommen nicht von dort durch überlegene Kräfte niedergemacht zu werden. Wir fanden aber keinen mehr, außer zwei heulenden, unsagbar erbärmlich feigen Ingenieuren, die uns sofort verrieten, daß die Fabrik bis zum Nachmittag von Schützen besetzt gewesen sei, die sich jetzt aber auf den anliegenden Höhen verteilt hätten. Das sprach sich herum. Ich glaubte zu merken – und das ließ mein Herz zu Eis erstarren, und ich hoffe immer noch, unrecht gedacht zu haben –, daß meine sonst so braven Reiter keine rechten Nerven mehr hatten, vorwärts zu gehen, ihr Schritt wurde immer langsamer, sie suchten mit immer mehr Umständlichkeit Zivilisten einzufangen, kurzum, ich sah mich gegebenenfalls vor der Notwendigkeit, gegen die eigenen Truppen einzuschreiten, das Herzzerreißendste, was einem im Krieg passieren kann, jedenfalls schickte ich mich wehen Herzens an, auch in diese

abgrundtiefe Perspektive zu schauen. Da aber kommt ein Meldereiter und ruft uns zurück. Kaum drehen wir, beginnt ein lebhaftes Feuer aus dem Dunkel von den Hügeln links auf uns, aber wieder gehen alle Kugeln weit über uns weg, niemand wird getroffen, und in atemlosem Lauf, die Pferde am Zügel, treffen wir aus der Dunkelheit beim Regiment wieder ein, das von Flammen umloht ist. Ich war wie befreit, daß ich nicht weiter gemußt hatte.

Doch nun paßt auf! Denkt euch eine ziemlich breite Straße, die aus einer Arbeiterstadt herausführt, diese Straße aber von vier, fünf Kolonnen so besetzt, daß, wer in dem Heerzug drinsteckt, keinen Schritt vor und zurück machen kann, Maschinengewehre, Munition, Artillerie, Reiterei, Infanterie, Pioniere, alles nebeneinander, dabei Hitze und Feuerbrand von den rechts und links wie wahnsinnig brennenden Häusern her, von denen alle Augenblicke eins einstürzt, eine brennende Hochspannung, die sich schließlich zur Erde auf die Pferde der Maschinengewehre heruntersenkt und sie bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, dann Franktireurfeuer, das zwar keinen Schaden anrichtet, aber über die Kolonnen vorbei pfeift, saust, miaut, gegen die elektrischen Drähte schlägt und alle Nerven bis zum Unerträglichen kitzelt und peinigt. Diese Drähte reißen; sie sind noch mit Strom geladen und bilden eine ständige Lebensgefahr für Roß und Reiter. Ein immer heftigeres Artillerie- und nun Infanteriefeuer in nächster Nähe auf der Höhe, dann deutlich zu unterscheiden das Hurra unseres braven Infanterieangriffs, und wir da unten eingekeilt, untätig, wartend, nur mit der einen Gewißheit, gehts schief, müssen wir noch einmal durch diese Höllenstadt, wie ich vorhin schon einmal sagte.

Dann kommt wieder Bewegung in die Truppenmenge; es geht eine Minute vorwärts, dann stockt wieder alles, wieder eine Minute weiter, Stockung, dann biegen wir in eine hügelanführende Straße ein, die ganz im Dunkeln liegt. Kaum sind wir drin, geht das elektrische Licht an, Signal und zugleich Erleichterung des Ziels auf uns.

Aber auch das ging vorüber, und gegen 10 Uhr abends kommt flüssige Bewegung in die Heeresschlange, und wir marschieren und kommen vorwärts; die Häuser werden weniger, und plötzlich befinden wir uns auf einem breiten Plateau unter Gottes Gestirnen. Der Abendstern jubelt uns zu, und der würdige Nordstern scheint zu sagen, ich gehöre ja zu euch, warum Kleinmütigkeit? Uns gegenüber ist ein Wald, und Wege kann man unterscheiden, und links ist ein von der Industrie greulich aufgeworfener Schutthügel, aber rechts ein kleines Dörfchen, kurzum, freies Gelände, Manövergelände, so wie wir es kennen und wie wir es gelernt haben, und auf Tragbahren werden viel Schwerverwundete vorbeigeführt; aber jeder sagt es dem andern, fast leise und mit Tränen in den Augen: Sieg, die Franzosen sind geschlagen, und für heute haben wir Luft, wir können im Freien die Nacht verbringen.

Und dann ist unser Reiterregiment getrennt von den anderen Truppen, und wir haben unsere Biwakplätze, wir haben Stroh für uns und Heu für die Pferde gefunden, und jeder legt sich gerade da hin, wo er eben steht, an die Böschung eines Straßengrabens oder in die Furchen eines Kartoffelfeldes. Keiner kann einschlafen und starrt ungläubig glücklich in den gestirnten Himmel hinein, den wiederzusehen er oft den einen langen Tag zweifeln mußte. Essen sah ich keinen.

Es wurde bekanntgegeben, daß am nächsten Tag die schwere Artillerie das Teufelswerk zusammenschießen sollte, und es ging wie eine glückliche Befreiung durch alle Seelen; aber es kam anders, die Stadt bezahlte viele Millionen und freie Verpflegung für die Truppen.

Seht, ihr Lieben, das war ein langer und ein grauenhafter Tag, und ich möchte keinen zweiten der Art wieder erleben; aber es war ein Kriegstag, wie er sich lehrreicher und abhärtender nicht denken läßt. Die Ausdauer unserer Truppen, die Klugheit unserer Führer, die im gegebenen Augenblick einen vorgefaßten Plan glücklich abzuändern imstande ist, was unsern Widersachern so schwer fällt, die Gnade des höchsten Führers der himmlischen Heerscharen hatten diesen langen Tag zu einem sieg- und erfolgreichen, im Verhältnis zu dem Erreichten nicht einmal allzu verlustreichen gestaltet, während noch am Morgen unsere Feinde geglaubt hatten, uns so vollständig vernichten zu können, daß auch nicht einer der ganzen Division die Trauerkunde den anderen Truppen überbringen sollte."

Die Bejahung Österreichs

(Gedanken zum gegenwärtigen Augenblick)

Von Hugo von Hofmannsthal

Hierin liegt die außerordentliche geistige und darum politische Fruchtbarkeit dieser Situation – man vergißt allzu oft, daß Politik und Geist identisch sind: Der Staat, dessen Unglück es war, seinen historischen Schwerpunkt verloren und einen neuen noch nicht definitiv gefunden zu haben, ist für die Dauer der weltgeschichtlichen Krise dieser Sorge enthoben; sein Schwerpunkt ist das österreichisch-ungarische

Heer. Österreich-Ungarn bejaht sich in dieser Situation, wenn auch unter Schwierigkeiten. Schwierigkeiten aber sind nur für eine ungeistige Auffassung schlechthin etwas Böses, zu Vermeidendes. Stagnierende, chronische Schwierigkeiten legen sich freilich beklemmend auf alle Herzen, aber die grandiose, krisenhafte Schwierigkeit ist nichts als ein gewaltiger Antrieb zu Leistungen. „Wo nicht genügend vorausgedacht wurde," sagt Goethe zu Eckermann, „werden oft um so höhere menschliche Großheiten und Leistungen hervorgerufen." Das ist unser Fall, und hier tritt uns nach langer Verschleierung wieder einmal das Produktive der Taten hervor. Die Analogie mit 1683 drängt sich auf und stärkt das Herz: der Anstoß jener einen großen Defensivtat schuf uns eine Kunstblüte, die so ausgesprochen österreichisch ist, daß man, den engeren Wortsinn vergessend, sie national nennen möchte, eine Blüte des Wohlstandes, die mehr als ein Jahrhundert durchdauerte, eine innere Stärkung und Wiedergeburt ohnegleichen. 1683 ist der Beginn einer Welle, die erst unter Maria Theresia ihre volle Wellenhöhe erreicht, sich unter Josef II., scheinbar noch höher steigend, aber schon zerstäubend, überschlägt. Die Hoffnung, unartikuliert, nirgend zum Schlagwort erniedrigt, aber im Innersten ahnungsvoll lebendig, daß uns Ähnliches zum zweitenmal beschieden ist, liegt allem, was heute geleistet wird, ja jedem Gedanken, der gedacht wird, zugrunde und gibt der allgemeinen Seelenstimmung den Auftrieb, der aus wahrhaften Volkstiefen kommt und von der intellektuellen Mittelschicht weit mehr empfangen und reflektiv zersetzt wird, als daß er von ihr ausginge.

Die Bejahung Österreichs dringt aus der vegetativen

Grundschicht der Völker in die geistige hinauf; das Schwierige ist, daß sie dabei unversehrt bleibe, denn sie hat dabei die gefährliche mittlere Sphäre zu passieren, wo man – nicht mehr Volk, und kaum noch Individuum im höheren Sinne – nur daran denkt, „wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe". Auch hier geht gegenwärtig von der Armee nicht nur eine vorbildliche, sondern eine schlechthin umgestaltende Kraft aus. Die in der Armee vorhandene politische und zugleich sittliche Einheit – diese beiden Begriffe vereint zu finden, überrascht die Zeitgenossen eines gesunkenen routinemäßigen politischen Betriebes – ist heute nicht bloß ein Symbol, sondern eine Realität. Die Armee ist seit dem Tage ihrer Mobilisierung das stärkste Phänomen politischen Lebens, das in diesem Doppelreich geleistet wurde, soweit die Erinnerung aller derer zurückgeht, die heute in der Mitte des Lebens stehen. Ihre Existenz umschreibt sich völlig mit den Begriffen der Leistung und des Achtungswerten, beide in unbedingtem Sinne genommen. Somit ist sie das gerade Widerspiel aller sonstigen politischen Phänomene, welche die Generation, die heute zwischen Fünfunddreißig und Fünfzig steht, jemals erlebt hat. Denn diese realisierten ausnahmslos nur in bedingtem Sinn das unter dem Begriff „Leistung" zu Erfassende und waren höchstens nur in bedingtem Sinne achtenswert. Die edlere Natur aber, des einzelnen wie ganzer Völker, strebt nach dem unbedingt Achtenswerten und verliert auch die Kraft zur Selbstachtung, wo sie auf die Dauer um sich und außer sich keinen Gegenstand der Achtung findet. Offene, zähe Feindseligkeit selbst innerhalb eines Ganzen, Gruppe gegen Gruppe, Partei gegen Partei,

hat nichts Vergiftendes; aber die Achtung der Parteien voreinander ist die Grundlage aller wahren Politik. Das Schiefe aber und Giftige entsteht, wenn einer im anderen die Macht anerkennt, aber nicht Wort haben will, daß er sie anerkennt, sich vor dem anderen wohl fürchtet, aber nicht Wort haben will, daß er sich fürchtet. Dieser verklausulierte und hinterhältige Zustand war zu lange der unsere. Er ist es nicht mehr. Ein ungeheueres meteorologisches Phänomen hat die Atmosphäre verändert, in der wir atmen – und auf immer: denn nichts kehrt wieder, das einmal dahingegangen ist.

Ein kaum übersehbarer Zustand, wie der gegenwärtige, wird mit mehr Glück und mehr Berechtigung von denen beurteilt, die das vierzigste, als von denen, die das sechzigste Lebensjahr erreicht haben. Er verlangt, um richtig erkannt zu werden, den mutigen Blick dessen, der noch viel vor sich hat, den Ernst, der ins Ganze geht, den Sinn, dem Ganzen etwas zuliebe zu tun.

Die völlig Gereiften sehen mit ermüdetem Blick eine ewige Wiederkehr; und wirklich, manches von dem Österreich von 1830, dem Österreich von 1860 ist noch da, ist immer wieder da. Aber die Mischungen sind anders, die Möglichkeiten andere. Die Schwierigkeiten außen und innen scheinen immer wieder die hergebrachten, aber das Gegebene ist auch immer ein zu Veränderndes; alles Drohende läßt sich zersetzen durch Auffassung und Gesinnung. Feindliche Formeln stehen der noch unartikulierten, ungefundenen eigenen Formel gegenüber; aber feindliche Formeln sind der Umgestaltung fähig, Schlagworte können modifiziert werden.

Das Lebensgefühl, das bei uns aufstrebt, ist vielmehr das Lebensgefühl eines jungen, als eines absterbenden

Organismus. Mit dem Material, das wir sind, wird jedenfalls gebaut werden; warum wollten wir nicht bauen? Der Krieg, den wir führen, ist ein Verteidigungskrieg. Aber der Geist, der unsere sechs Armeen beseelt, ist, auch politisch genommen, weit entfernt von bloßem Defensivgeist. Es ist unbewußter Geist, es ist Gesinnung, in Leistungen umgesetzt: denn in der wahrhaft hohen Politik, in der Politik großer Zeiten gehören Geist und Gesinnung unauflöslich zueinander. Wollte man aber diesen Geist irgendwie charakterisieren, in seinem naiven Wagemut, seinem unbedingten Drang nach vorwärts, so geht er weit über den Geist der Pflichterfüllung hinaus: er hat etwas Eroberndes.

Geist und Sittlichkeit, von einem Punkte so mächtig ausgestrahlt, greifen um sich, und die Stimmung hinter dieser Armee hat etwas morgendliches Mutiges, etwas nicht völlig nur Europäisches, sondern darüber hinaus, etwas in hohem Sinn Koloniales, mit dem Hauch der Zukunft Trächtiges. In einer ähnlichen Verfassung drang das kaiserliche Heer, in welchem Eugen von Savoyen als Oberst ritt, das befreite Wien im Rücken lassend, gegen Osten und Süden vor, nicht völlig nur Soldaten, sondern Konquistadoren und Eroberer der Zukunft. So kehrt denn in der Tat alles wieder, aber nicht so enggespannt, wie die Bedenklichen und Zaghaften meinen. Ein Staat wie dieser, von den höchsten Mächten gewollt, entzieht sich nicht seiner Schickung: und immer wieder auf sich nehmend, was ihm auferlegt ist, gewinnt er darüber, wie der einzelne Mensch, die immer verschärfte, immer vergeistigte eigene Miene, Siegel und Inbegriff eines nicht verächtlichen, nicht würdelosen Daseins unter den Lebenden.

Den Gefallenen

Von Karl Scheffler

Es ist, als sei in der Folge der großen Kriege, die die Geschichte der Völker gliedere, der Rhythmus des Periodischen; es ist, als sei die Erde ein lebendiger Körper unter lebendigen Sternenwesen und jeder Mensch eine winzige Zelle in diesem Riesenorganismus, als müßten die Zellen zeitweise aber gegeneinander wüten, damit sich die Lebenskraft erneuere, als stieße der Planetenkörper in gewissen Zwischenräumen Blutwellen aus, um sich zu reinigen. Diesen Gedanken kann der einzelne in seinem abhängigen Zellendasein freilich nicht zu Ende denken, er kann sein Verhältnis zu dem ungeheuren Ganzen nicht überblicken; in jedem Menschen aber ist doch der Instinkt, daß sein Leben ein absolutes Leben gar nicht ist, sondern nur ein Zellenleben innerhalb einer geheimnisvollen kosmischen Allheit, und daß alles, was man mit Persönlichkeit bezeichnet, sehr wenig bedeutet gegenüber dieser göttlichen Gebundenheit.

Nur ein solcher Instinkt kann die Hingabe erklären, womit in diesem Kriege Millionen von Volksgenossen das Höchste darbieten, was sie haben: das Leben. Gewiß kämpfen sie alle auch für klar erkennbare Ziele, für Haus und Hof, Weib und Kind, Existenz und Staat. Aber dieser Krieg ist mehr noch als eine Abwehr frecher Angriffe, ist mehr noch als eine Handlung des Volkszorns. Über das defensive Bedürfnis hinaus werden unerhörte Opfer gebracht. Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust. Das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen, als sei es nichts.

Und doch will alle Kreatur sonst nichts als leben. Und

sei es nur auf eines Quadratfußes Raum, in schwindelnder Höhe und in steter Gefahr abzustürzen, wie jener Priester in Viktor Hugos Roman. Nur leben, atmen und sich des Lichts, des eigenen Herzschlags freuen; und nicht an die schreckliche Nacht des Todes denken! Diese bange Lebensgier und Todesfurcht ist auf einen Schlag nun verschwunden. Der beste Teil des Volkes sieht festen Blickes jenem Opfer ins Auge, das nur einmal gebracht werden kann; singend und begeistert geht die Jugend dem Tode entgegen. Es ist nicht wahr, daß die Krieger von der Staatsgewalt, von der Konvention zu ihrem Opfer gezwungen würden; ihr Müssen ist auch ein freies Wollen. Sie sehnen sich nach Wunden, Leiden und Tod und nach dem Sieg, der durch alles dieses erkauft wird, wie nach einem persönlichen Glück. Sie schreckt der Tod nicht mehr, als er die Frau schreckt, die gebären soll. Sollte ihr Opfer vielleicht das höchste Glück sein, das dem Menschen zuteil werden kann? Ist in dieser Sehnsucht nach Leiden nicht ein tiefer Sinn; ist in diesem fanatischen Gehorsam dem Schicksal gegenüber nicht höchstes Herrschgefühl? Es ist nur so vorstellbar, daß hinter diesem allgemeinen Willen zum Lebensopfer ein geheimnisvolles Müssen steht, und daß der Instinkt den göttlichen Befehl deutlich vernimmt, wenn der Verstand ihn sich auch nicht klarmachen kann. Zugleich mit dem Gebot, ein Krieger zu sein für ein unbekanntes und unsichtbares Wachstum, flüstert der Erdgeist seinen Kindern die Gewißheit ins Ohr, daß der Tod gar nicht ein Schrecken ist. Es flammt, während das Riesenopfer dargebracht wird, ein Glaube an Unsterblichkeit, an die Unzerstörbarkeit der Seele empor; ein Glaube ohne Worte, ohne Dogmen, ohne klare Gedanken

sogar; und doch ein Glaube, wie er in keiner Kirche jemals frommer bekannt worden ist. In diesem großen Augenblick der Geschichte handelt eine ganze Jugend, wie sonst nur die Bevorzugten des Volkes handeln, wenn sie Tag für Tag ihr Leben im Dienste einer Vervollkommungsidee verschwenden.

Kann man diesem freiwilligen Opfer ein Ziel nennen, das seiner ganz würdig wäre? Das Vaterland, der Staat, die Freiheit – das alles sind große, inhaltsschwere Worte; und doch ist mit ihnen allen ein Nützlichkeitsgedanke verbunden, der zur Erklärung nicht genügt. Der wahre Sinn des großen Opfers läßt sich stammelnd nur mit dem Worte Gott bezeichnen. Der Tod auf dem Schlachtfeld, wie unsre Krieger ihn erleiden und austeilen, ist Gottesdienst. Trotzdem die christliche Kirche sagt: Du sollst nicht töten. Die christliche Kirche unserer Tage ist diesem Gottesdienst der Tat nicht gewachsen. Der Kriegertod ist eine Handlung jener tieferen, vielleicht gar nicht in Worten zu fassenden Religiosität, der alle Religionen nur als Teilwerk erscheinen. Der Sinn dieser Handlung ist, daß darin das Verdikt einer kosmischen Lebensethik verwirklicht wird, daß ein urweltliches Müssen wie das freie Wollen begeisterter Seelen erscheint. Es zeigt sich, daß auch die Völker, wie die einzelnen, nur halb bewußt leben, daß sie gelebt werden. „Es" lebt in ihnen.

Denkt an all den Graus dort draußen, an den Tod in seinen schrecklichsten Gestalten, an das Geschrei und Gewimmer des Schmerzes, an das ungeheure Erstaunen, womit sich jetzt unter unbewegten hohen Himmeln, inmitten einer von allem Menschenjammer vollkommen unberührten Natur, Tausende von Verwundeten sterben fühlen, denkt an die Schrecknisse der Verwesung, an den Graus der Massengräber,

an all die Verzweiflung der gräßlich gefolterten Kreatur — aber denkt nur daran, um das Opfer in seiner Grandiosität zu fühlen, um mit aller Kraft zu empfinden, wie leidenschaftlich eine ganze junge Menschheit hier dem Gotte des ewigen Lebens entgegenstürmt. Macht euch fähig, das Opfer zu begreifen, indem ihr euch selbst bereitfinden laßt, wann und wo immer der Tod an euch herantritt, indem auch ihr euch verschwendet für das Wachstum der Menschheit, indem ihr Leben, Gesundheit, Wohlstand und Glück unbedenklich für etwas Überpersönliches einsetzt. Nur das rechtfertigt den Krieg und den Jubel über die Vernichtung des Feindes.

Dieses, ihr teuren Toten, ist die Lehre, die euer Opfer uns erteilt. Ihr habt gezeigt, daß das Leben nichts ist, wenn es nicht irgendwie als Opfer angeboten wird, daß es erbärmlich ist zu atmen, wenn man sich nicht für einen Gedanken, der über das Persönliche hinausweist, hingibt, und daß wir allzumal Krieger sein sollen, zu jeder Stunde, bereit zu kämpfen, zu siegen, zu sterben. Wir wären euer ewig unwürdig, wenn eure Hingabe nicht immer aufs neue Hingabe entzündete, und wenn wir das höchste Gefühl von uns selbst nicht suchten, indem wir überhaupt nicht mehr an unsere kleine Endlichkeit denken. Was so an Dauer verloren gehen sollte, wird an Kraft gewonnen, an Lebendigkeit und Fülle. Ein Volk, das auch im Frieden bereit ist, sich zu verschwenden, wie sich unsere Jugend auf den Kampffeldern nun verschwendet, wird seine Lebenskraft so steigern, daß es wie von selbst das Genie auf allen Stufen hervorbringt.

Mit dem Willen zum Opfer in uns können wir triumphierend sagen: Tod, wo ist dein Stachel!, können wir das

Leben kräftiger als je bejahen und an den frischen Gräbern der Toten eine Hymne an das Leben singen. Diese feierlich frohe Hymne, ihr jungen Helden, soll euer Tedeum sein. Während ihr nach außen siegtet, habt ihr nach innen einen noch größeren Sieg errungen, denn ihr macht es, daß die Nation Gott in einer neuen Weise fühlt. Wenn auch Tausende noch leichtsinnig abseits stehen, das Große, das vor sich geht, nicht begreifen und uns mit Albernheiten ärgern: von Tag zu Tag erzieht ihr die Nation doch zu einem neuen Leben. Wie ein fruchtbarer Frühlingsregen geht die Trauer um euer junges Heldenleben über das Land dahin.

Deutscher Schwur

Von Rudolf Alexander Schröder

Heilig Vaterland
In Gefahren,
Deine Söhne stehn,
Dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
Heilig Vaterland,
Schau, von Waffen blinkt
Jede Hand.

Ob sie dir ins Herz
Grimmig zielen,
Ob dein Erbe sie
Dreist beschielen,
Schwören wir bei Gott
Vor dem Weltgericht:

Deiner Feinde Spott
Wird zunicht.

Nord und Süd entbrennt,
Ost und Westen;
Dennoch wanken nicht
Deine Festen.
Heilig Herz, getrost,
Ob Verrat und Mord
Dräuen West und Ost,
Süd und Nord.

Bei den Sternen steht,
Was wir schwören;
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hören:
Eh der Fremde dir
Deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
Heb zur Stunde
Kühn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Söhnen stehn:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn.

Der Tod des Jünglings auf dem Schlachtfelde

Von Jean Paul

O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Tränen wieder entstürzen, weil die Tränen der Liebenden länger fließen als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergessen könnt, welche edlen, feurigen, schuldlosen, schönen Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren, an andern toten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Tränen wieder! Aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an: noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübnis eines Sterbenden, stürzt er in den feurigen Schlachttod wie in eine Sonne, mit keckem Herzen, das Höllen ertragen will; von hohen Hoffnungen umflattert; vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen; im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todeskatarakte überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust als in einem Göttersaal: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle

Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fort-schmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und sein letzter schnellster Gedanke ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten: ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Tränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! Aber es seien nur Freudentränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Tränen tragen als die Freuden der Geistersiege entbehren will. Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern! Ihr habt mitgestritten, nämlich mitgeopfert: denn ihr habt in der kältern Lebensjahrzeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

Einem Helden

Von Ricarda Huch

Der du gekämpft und überwunden,
Nun löse sich auf deiner Brust das Erz.
Der Sterne Licht, dem du entschwunden,
Umflute kühl dein stillgewordnes Herz.

Das schwere Korn, die trunkne Rebe,
Vorüber du in atemloser Schlacht;
In Duftgewölken denn umschwebe,
O Held, dich Schlummernden der Dom der Nacht.

Dir trug kein heimatlich Geläute
Auf Taubenschwingen Feierabend zu,
Dir ward statt Sieg, Triumph und Beute
Ein dunkler Kranz und tiefe, tiefste Ruh.

Der du gerungen bis ans Ende,
Weckt dich dereinst Drommetenaufgebot,
Gegürtet mit dem Schwerte wende
Das neue Antlitz stolz ins Morgenrot.

Requiem

Von Friedrich Hebbel

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,

Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe schürt,
Atmen sie auf und erwarmen
Und genießen zum letztenmal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verschließest, erstarren sie
Bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
Dem sie, zusammengekrampft in sich,
Trotzten im Schoße der Liebe,
Und er jagt sie mit Ungestüm
Durch die unendliche Wüste hin,
Wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
Losgelassener Kräfte
Um erneuertes Sein!

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Deutsche Bücher aus dem Insel-Verlag

Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmütige, liebliche Gedanken an die Heimatsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und euere Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben.

Jacob Grimm

Schluß der Einleitung zum Deutschen Wörterbuch

Das nachfolgende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl; das vollständige Bücherverzeichnis des Verlages wird unberechnet geliefert.

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Herausgegeben von Gustav Wustmann. Vierte Auflage. In Halbpergament M. 7.–; in Leder M. 10.–.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. In Pappband M. 6.–; in Pergament M. 10.–.

Deutsche Dichtungen aus dem 8.—11. Jahrhundert.

Arien und Bänkel aus Alt-Wien. Gesammelt und eingeleitet von Oskar Wiener. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren: in Halbleder M. 12.–; Nr. 1–100 in Leder (Handband unter Verwendung alter Stempel) M. 30.—.

Achim von Arnims Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrag und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 3.–; in Leinen M. 4.50; in Halbpergament M. 6.50.

Band I enthält die Novellen (Isabella von Ägypten, Der tolle Invalide, Fürst Ganzgott usw.); Band II die beiden großen Romane „Gräfin Dolores" und die „Kronenwächter"; Band III die Lyrik sowie einige Dramen („Die Gleichen" u. a.).

Hermann Bahr: Essays. Zweite Auflage. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Leonardo — Goethe — Whitman — Tolstoi — Brahms — Sven Hedin — Richard Strauß — Thomas Mann — Modernisten — Natur — Hauskunst — Volksbildung — Die Zukunft des deutschen Studenten — Gegen die große Stadt — Theaterfragen — Rollenverweigerung — Das Recht der Schauspieler — Friedrich Haase u. a.

Bettina von Arnim: Die Günderode. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Leinen M. 8.–; in Leder M. 12.–.

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 8 Bildertafeln. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.—; in Halbleder M. 9.—.

Die schönste Ergänzung zu allen Beethoven-Biographien.

Rudolf G. Binding: Die Geige. Vier Novellen. In Pappband M. 4.50.

Was diese vier Geschichten auszeichnet und über viele Neuerscheinungen der erzählenden Literatur hoch emporhebt, das ist die hohe Vollendung sprachlichen Ausdrucks und die Sicherheit künstlerischer Darstellung, mit denen sich der Verfasser den ersten Meistern seiner Kunst an die Seite stellt. Leipziger Zeitung.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Fünfte Auflage. In Halbleder M. 15.—.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften vollständig herausgegeben von H. G. Gräf und A. Leitzmann. Drei Bände. In Halbleinen M. 10.—; in Leder M. 20.—.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 9.—.

Band I ist erschienen; Band II erscheint im Januar 1915, die weiteren folgen in Abständen von je 4—6 Monaten.
Dieser Briefwechsel umfaßt den letzten großen Lebensabschnitt Goethes, die Zeit der Reife und Vollendung (von 1799—1832); in Zelter, dem Begründer der Berliner Liedertafel, hat der Dichter für den verstorbenen Freund in Weimar einen würdigen Ersatz gefunden. Goethe spricht zu Zelter von allem, was ihn beschäftigt: von seinen Werken, von der Literatur jener Zeit, von seinem Privatleben, von öffentlichen Vorgängen und von seinen Gefühlen. Und Zelter, ein ganz vorzüglicher Erzähler, plaudert vom Hofleben, von der Politik, von Forschungen, Reisen, Studien. Erst jetzt erscheint dieser Briefwechsel in einer seiner Bedeutung zukommenden vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 9.—.

Enthält das Beste und Charakteristischste aller Fabeln der Weltliteratur von Babrios über Phädrus, Behaim, Leonardo da Vinci, Luther, Bürger, Goethe, Schopenhauer, Kleist, Grillparzer, Turgenjeff bis zu Wilh. Busch.

Caroline: Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Mit drei Porträts und einem Brief an Goethe in Faksimile. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 20.—.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit einer Einleitung von Ricarda Huch. Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Eine volkstümliche Auswahl aus der vorstehenden Gesamtausgabe.

Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Neue Ausgabe. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 16.—.

Die Erneuerung dieser klassischen Biographie des eisernen Yorck wird jetzt besonders willkommen sein. Das Leben des Mannes, der trotz aller Mühen und Aufopferung die Schmach des Jahres 1806 miterleben mußte, endlich aber die Zeit der Befreiung kommen sah, sie schneller herbei- und mitwirkend durchführte: das alles zieht in der stilistisch wie sachlich unübertrefflichen Darstellung Droysens an unseren Augen vorüber — im biographischen Rahmen das niederschmetterndste und das erhebendste Stück preußischer Staatsgeschichte.

Eichendorffs Dichtungen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 10.—.

Inhalt: Gedichte. Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Das Schloß Dürande. Die Entführung. Die Glücksritter. Ahnung und Gegenwart. Dichter und ihre Gesellen. Erlebtes.

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (Liselotte): Briefe. Auswahl in zwei Bänden, herausgegeben von Hans F. Helmolt. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 16.—.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 3.— oder M. 5.— erhältlich.

Inhalt: Band I: Goethe: Novelle — Kleist: Das Erdbeben in Chili — Hebbel: Aus meiner Jugend — Keller: Spiegel, das Kätzchen — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz — Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. — Band II: Eichendorff: Taugenichts — Büchner: Lenz — Arnim: Der tolle Invalide — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Schiller: Der Geisterseher. — Band III: Gotthelf: Barthli der Korber — Fouqué: Undine — Tieck: Der blonde Eckbert — Brentano: Geschichte vom braven Caspar und dem schönen Annerl — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse. — Band IV: Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Stifter: Der Hagestolz.

Goethes sämtliche Werke in sechzehn Bänden (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker).

Bisher sind erschienen und einzeln käuflich:

I. II: Romane und Novellen. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 11.—.
III: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.
IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.
V: Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.50.
VI—VIII: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. In Leinen M. 14.50; in Leder M. 17.50.
IX. X: Kunst-Schriften. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.
XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 6.50.
XII. XIII: Aufsätze zur Kultur-, Theater- und Literaturgeschichte. Maximen. Reflexionen. Zwei Bände In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. 51.—70. Tausend. In Pappbänden M. 6.—; in Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

Goethes äußere Erscheinung in literarischen und künstlerischen Dokumenten seiner Zeitgenossen. Von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Inhalt: Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. 16.—25. Tauf. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Goethes Italienische Reise. Mit 167 Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen [auf 122 Lichtdrucktafeln]. Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von George von Graevenitz. In Halbleder M. 40.—; in Leder M. 60.—.

Goethes Italienische Reise. Wohlfeile illustrierte Ausgabe. Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Porträts von Goethe und seinen Reisegenossen. Im Auftrag des Goethe-National-Museums herausgegeben von H. T. Kröber. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

Die große illustrierte Ausgabe der „Italienischen Reise", die vor drei Jahren erschien, hat einen Erfolg gehabt, wie er wohl selten einem Werke ähnlichen Umfangs und Preises zuteil geworden ist. Mit der Direktion des Goethe-National-Museums aber begegnete der Verlag sich in dem Wunsche, den neu erschlossenen Schatz an Goethe-Zeichnungen und -Porträts nicht auf einen immerhin kleinen Kreis Wohlhabender zu beschränken, vielmehr einen großen Teil davon in dieser „Wohlfeilen Ausgabe" allgemein zugänglich zu machen.

Goethes Italienische Reise. Taschenausgabe. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Daniel Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Zweite Auflage. In Leder M. 10.—.

Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von H. G. Gräf. In Pappband M. 3.—; in Leder M. 6.—.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. In Lein. M. 10.—; in Led. M. 14.—.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 7.—.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit zwei Porträts. 6.—10. Tausend. In Pappbänden M. 5.—; in Leinen M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. Geheftet M. 27.—; in Leinen M. 36.—; in Leder M. 45.—.

Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen Goethes bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar.

Die Märchen der Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe. Ausstattung von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden. Mit den vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Pergament M. 14.—.

Klaus Groth: Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. 450 Exemplare auf Strathmore-Japan, in Halbpergament M. 20.—.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

Gustav Hänfling: Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Aufgefunden und herausgegeben von Heinrich Kromer. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 5.—.

Ernst Hardt: Gesammelte Erzählungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Aus alten deutschen Drucken übertragen und mit einem Nachwort herausgegeben durch Severin

Rüttgers. Mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten aus dem Lübecker Druck von 1492. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.— ; in Halbpergament M. 14.—. Vorzugs-Ausgabe: 200 Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten, in Schweinsleder M. 50.—.

Dies ist ein Buch, auf das der Verlag besonders stolz sein darf. Die meisten Stücke der Sammlung alter deutscher Legenden bot das Augsburger Passional, dessen Hauptquelle die lateinische Sammlung des Jacobus de Voragine, die sogenannte Legenda aurea ist, das aber mehr als sechzig Legenden, namentlich deutscher Heiligen, enthält, die in der Legenda aurea nicht stehen. Darüber hinaus wurde aus späteren Drucken noch eine stattliche Zahl bedeutender Stücke gewonnen, die sonst in keiner Sammlung enthalten waren.

Heines sämtliche Werke (einschl. Registerband). Herausgegeben von Oskar Walzel. Elf Bände. In Halbpergament M. 33.—. Vorzugs-Ausgabe (einmalig): 1000 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Halbleder M. 77.— ; in Leder M. 110.—.

Heines Buch der Lieder. Taschen-Ausgabe. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Hugo von Hofmannsthal: Die Gedichte und kleinen Dramen. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 3.—; in Halbleder M. 5.—.

Inhalt: Gedichte, Der Tod des Tizian, Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Kaiser und Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

Hans Holbein: Bilder des Todes. Nach den Probedrucken der ersten Ausgabe faksimiliert in der Reichsdruckerei zu Berlin. 800 numerierte Exemplare: Nr. 1 bis 100 mit der Hand in Leder gebunden M. 34.—; Nr. 101 bis 800 in Pappband M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Hölderlins sämtliche Werke und Briefe. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von F. Zinkernagel. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 6.—; Vorzugs-Ausgabe:

50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handband) M. 30.—.

Die Hölderlin-Ausgabe tritt mit dem Anspruche auf, die Werke des Dichters in wissenschaftlich abschließender Gestalt darzubieten. — Jahrzehntelang hat der Zustand des handschriftlichen Nachlasses die Forscher abgeschreckt und sie fürchten lassen, eine Ordnung sei unmöglich. Jetzt kann der Tübinger Literarhistoriker Professor Dr. Zinkernagel die Bewältigung der gesamten Aufgabe in sichere Aussicht stellen.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. In Halbperg. M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Unter die „Deutschen Bücher" darf man diese meisterhafte Übertragung gewiß einreihen.

Ricarda Huch: Der große Krieg in Deutschland. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. 4.—6. Tausend. In Leinen M. 15.—; in Halbleder M. 20.—.

Ricarda Huch: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento. In Pappband M. 5.—; in Leder M. 7.—.

Ricarda Huch: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. 3.—5. Tausend. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Ricarda Huch: Die Geschichten von Garibaldi. Historischer Roman. Zwei Bände. Vierte Auflage. In Leinen M. 12.—.

Ricarda Huch: Michael Unger. Des Romans „Vita somnium breve" fünfte Auflage. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Ricarda Huch: Von den Königen und der Krone. Sechste Auflage. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Humboldts Briefe an eine Freundin [Charlotte Diede]. Zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben. Zwei Bände. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Monty Jacobs: Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

Kants sämtliche Werke in sechs Bänden. Taschen-Ausgabe im Format und Schrift der Wilhelm Ernst-Ausgabe. Jeder Band in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Bisher sind erschienen:

Band I: Vermischte Schriften (darin: Anthropologie, Streit der Fakultäten u. a.). Band II: Naturwissenschaftliche Schriften. Band III: Kritik der reinen Vernunft. Band IV: Kleinere philosophische Schriften.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von F. Ohmann. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Kleists sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Mit einem Bildnis und verschiedenen Faksimiles. In Leinen M. 32.—; in Halbpergament M. 36.—.

Klödens Jugenderinnerungen. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Ihrem Inhalt nach lassen sich Klödens Jugenderinnerungen mit dem bekannten Buch von Kügelgen vergleichen, ihrem Wert nach werden sie von vielen noch darüber gestellt.

Gerhard Ouckama Knoop: Sebald Soekers Pilgerfahrt. Zweite Auflage. Geheftet M. 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

Gerhard Ouckama Knoop: Sebald Soekers Vollendung. In Halbpergament M. 5.—.

In seinem bedeutendsten Werke „Sebald Soekers Pilgerfahrt" läßt Knoop einen Abkömmling des alten Deutschland aus den Kolonien in die Heimat der Väter zurückkehren und als reinen Toren alles, was er sieht, heilig ernst und beim Wort nehmen. Der Widerspruch zwischen solchen geistigen Forderungen und der trägen Gemeinheit des wirklichen Lebens verwickelt den jungen Mann in immer neue tragikomische Situationen und drängt ihn in die Ferne zurück, aus der er mit tausend Hoffnungen kam. Ein zweiter Teil „Sebald Soekers Vollendung" gibt die Reflexionen des Rückgekehrten, Gereiften und Beruhigten, die persönliche Betrachtung einer gesänftigten und verklärten Skepsis. Frankfurter Zeitung.

Körners Werke (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). In Leder M. 3.50.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Original-Ausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. 4. und 5. Tausend. In Pappband M. 5.—; in Schweinsleder M. 12.—.

Albert Köster: Der Krieg und die Universität. Rektoratsrede. Geheftet 50 Pf.

Lenaus sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von Eduard Castle. Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.—; in Halbleder M. 42.—. Vorzugs-Ausgabe: 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Leder M. 72.—.

Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Heinrich Mann: Die kleine Stadt. Ein Roman. Fünfte Auflage. In Leinen M. 5.—.

Meinhold: Die Bernsteinhexe. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50; in Ganzpergament M. 7.—.

Meinhold: Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.—; in Ganzpergament M. 12.—.

Zwei in Deutschland mit Unrecht vergessene, im Auslande viel gelesene klassische deutsche Romane, die in der Zeit der Hexenverfolgungen spielen. „Die Bernsteinhexe" hielt man seinerzeit für eine echte alte Chronik, so daß der Dichter, um der falschen Meldung zu steuern, ein anderes ähnliches Werk schreiben mußte, Die Klosterhexe, durch das er bewies, daß er kein Chronikenabschreiber, sondern ein wirklicher Dichter war.

Mörike: Das Hutzelmännlein und andere Märchen. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. Zweite Auflage. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50.

Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von A. Leitzmann. Mit 11 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.50. Die natürliche Ergänzung zu Schurigs Mozart-Biographie (S. 236).

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Pocci: Lustiges Komödienbüchlein. Auswahl in zwei Bänden. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen Poccis. In Halbpergament M. 10.—.

Reinke Voß. Neu erzählt von Christian Heinrich Kleukens. Mit farbigem Titel, farbigen Bildern und Einband von F. W. Kleukens. 400 Exemplare auf van Gelder-Papier; 50 Exempl. in Pergament (Handeinband) M. 70.—; 350 Exempl. in Halbpergament M. 40.—. Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt.

Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Zwei Bände. Dritte Auflage. In Pappbänden M. 6.—; in Leder M. 10.—.

Rainer Maria Rilke: Auguste Rodin. Mit 96 Abbildungen nach Skulpturen und Zeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 4.—; in Leder M. 8.50.

Rainer Maria Rilke: Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) Sechste Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

Rübezahl-Geschichten: das sind wahrhafftige, und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rübezahl, für den Curiösen Liebhaber auffs Neue an Tag gegeben. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. 800 numerierte Exemplare in Pappband M. 10.—.

Hans Sachs: Ausgewählte Werke (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten

gehörigen Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergament M. 14.—.

Karl Scheffler: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Vollbildern. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 12.—.

Inhalt: Deutsche Gedankenmalerei: Arnold Böcklin, Max Klinger, Hans Thoma. Drei Deutsch-Römer: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. Impressionistische Naturanschauung. Fünf Zeichner: Daniel Chodowiecki, Joh. Gottfried Schadow, Franz Krüger, Adolf Menzel, Max Slevogt. Drei Wirklichkeitsmaler: Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Max Liebermann.

Karl Scheffler: Italien. Mit 118 Vollbildern. In Halbpergament M. 12.—.

Schefflers Buch ist die Auseinandersetzung eines bewußten, fertigen Deutschen mit der italienischen Renaissance. Sein Urteil ist wie ein Scheidewasser, das aus dem Komplex der Renaissance nur das bejahend herauszieht, was dem Deutschen wahlverwandt ist. Der Wert des Buches — es ist im höchsten Grade fesselnd und anziehend geschrieben — liegt gerade darin, daß hier deutsches Empfinden ehrlich und sicher Stellung nimmt zu den großen Problemen, die uns seit Winckelmann und Goethe beschäftigen. Scheffler, der Deutsche von 1913, verneint, wo Goethe bejaht. Die Tat.

Karl Scheffler: Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. In Halbpergament M. 8.—.

Aus dem Inhalt: Die Moral der Qualität — Das Glück der Gegenwart — Die Seele des Wetters — Die Drehorgeln — Die Ethik der Feste — Vom Umgang mit Künstlern — Inhalt und Form — Vom Wesen des Grotesken — Der Christbaum als Kunstwerk — Poetische Gerechtigkeit — Kunstgefühl und Staatsgefühl — Zur Psychologie der politischen Parteien — Nationalphrasen — Die Jugend.

Karl Scheffler: Paris. Mit 71 Vollbildern. Dritte Auflage. In Halbpergament M. 12.—.

Schillers sämtliche Werke in sechs Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 20.—; in Leder M. 28.—.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Mit vier Bildern. In Pappband M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 20.—; in Leder M. 26.—.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.—.

Arthur Schopenhauer: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt von Max Brahn. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Arthur Schurig: Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Werk auf Grund der vornehmlich durch Nikolaus von Nissen gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung. Zwei Bände. Mit 52 Vollbildern in Lichtdruck und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

Die große Mozartgemeinde wird dieses Werk mit lebhafter Freude aufnehmen. Auf Grund aller zeitgenössischen Quellen — unter denen die Briefe des Vaters, hier genau nach den Handschriften wiedergegeben, eine große Rolle spielen — und der neuesten Mozartforschung stellt es, viele frühere Irrtümer berichtigend, den so wehmütigen Erdengang des Meisters in schöner Form dar. Den beiden stattlichen Bänden sind 52 Bilder und Handschriftenfaksimiles beigegeben; unter ihnen befinden sich sämtliche Mozartporträts, die zum Teil noch niemals veröffentlicht waren und fast ausnahmslos nach den weit verstreuten Originalen neu aufgenommen wurden.

Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Ausgabe. a) Nichtillustrierte Ausgabe in zwei Bänden, in Leinen M. 8.—; b) Illustrierte Ausgabe in drei Bänden (mit Flaxmans Zeichnungen), in Leinen M. 12.—.

Gustav Schwabs Sagen sind ein klassisches Buch geworden. Sie gehören zu unseren Jugenderinnerungen ebenso wie der Robinson oder ein anderes jener Bücher, die nie altern, ewig frisch und jung bleiben wie die Sage, die in ihnen lebt.

Rudolf Alexander Schröder: Heilig Vaterland. Kriegsgedichte. Geheftet 30 Pf.

Willy Seidel: Der Garten des Schuchan. Novellen. In Leinen M. 6.—.

Willy Seidel: Der Sang der Sakije. Roman. In Leinen M. 5.—.

Dieser neue Roman von Willy Seidel führt uns nach Ägypten und schildert das Schicksal des Emporkömmlings Daûd-ibn-Zabal, der als ausgesetzter Bastard bei armen Fellachen aufwächst, bis er, getrieben von einem immer bewußter auftretenden Lebenswillen, zum Eseltreiber, Herrschaftsdiener, Basarverkäufer und Bey aufsteigt. Er geht zugrunde, weil seinem glühenden Drange nach Gleichstellung mit dem Europäer die menschlichen Grundlagen fehlen. Es ist nicht ein Einzelschicksal, das hier zur Behandlung steht, sondern ein Problem, wie es eben jetzt in ungeheuerstem Umfange entrollt wird: der Kampf der braunen Rasse gegen das übermächtige Andringen der englischen Weltherrschaft. Den leidenschaftlichen Fortgang der Geschehnisse begleiten Schilderungen des Landes und seiner Menschen, wie sie nur wenigen Dichtern unserer Tage gelungen sind.

Stauffer-Bern: Familienbriefe und Gedichte. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Diese Briefe geben ein neues, von Stauffer selbst gezeichnetes Bild seines äußeren und inneren Lebens. An die Briefe, die vom Verlassen des Elternhauses bis zur Katastrophe führen, schließen sich die in der Florentiner Gefangenschaft entstandenen Gedichte an. Eingeleitet wird das Buch durch eine Biographie von seiner Mutter; es gehört zu den eindrucksvollsten Künstlerdokumenten aller Zeiten.

Stifter: Aus dem alten Wien. Mit 20 Vollbildern. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Stifter: Erzählungen. Vollständige Ausgabe der „Studien“ in zwei Bänden. 4.—8. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 10.—.

David Friedrich Strauß: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 16.—. Vorzugs-Ausgabe: 100 Exemplare auf van Gelder-Bütten, in Rindleder M. 50.—.

Ulrich von Hutten ist von jeher eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen. Hineingeboren und verwoben in eine Zeit geistiger, religiöser und politischer Erregung und Erneuerung, in eine Zeit, da es, nach seinen eigenen Worten, „eine Lust war zu leben", hat er im Kampfe der Geister in vorderster Reihe gestanden.
Es ist eine Fügung eigener Art, daß diese meisterhafte Biographie des Vorkämpfers für Deutschlands geistige und politische Freiheit im Jahre des großen Krieges neu erschienen ist.

Otto Freiherr von Taube: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbpergament M. 6.—.

Der erste Roman eines Dichters, der sich als Lyriker und Übersetzer bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat.

Prinz August von Thurn und Taxis: Erinnerungen aus drei Feldzügen 1812—1815. Mit einem farbigen Porträt. In Halbleder M. 6.—.

Uhde-Bernays: Anselm Feuerbach. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Feuerbachs. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Karl Voll: Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. 1. Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—. 2. Band: Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. In Leinen M. 10.—.

Ein dritter Band wird im Jahre 1915 das Werk abschließen.
Das Eigentümliche und Fruchtbare dieser neuen Methode Volls besteht darin, daß er an den einzelnen Werken der Hauptmeister die künstlerischen Probleme, wie die Zeit sie stellte und wie die Meister sie lösten, herausschält und plastisch am Einzelwerk entwickelt. Das hat vor dem meist trockenen, oft verwirrenden Vielerlei der Handbücher den Vorteil größter Einfachheit und Klarheit.

Oskar Walzel: Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Aufsätze. In Leinen M. 12.—.

Friedrich Wasmann: Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 30 Tafeln in Lichtdruck und vielen Textabbildungen. 500 numerierte Exemplare. In Halbleder (Handeinband) M. 60.—.

Wilhelm Weigand: Der Ring. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 6.—.

Weigand wächst in diesen Novellen über das Niveau der gewöhnlichen Geschichtenerzähler hinaus und schafft Kabinettstücke. Weigand steht über seinen Gestalten, er sieht sie kaleidoskopartig an sich vorüberziehen. Eine schöne wunderliche Welt ist in dem Buche mit scharfen Strichen festgehalten. Vergangene Zeiten umgibt der Dichter mit einem Hauch poetischen Zaubers, gegenwärtige schildert er mit überlegenem Humor.
Hamburger Korrespondent.

Weimar in den Befreiungskriegen. Drei Teile. In Leinen M. 10.—.

Die Bände sind auch einzeln käuflich:

Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. In Leinen M. 3.50.

Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806—1813. In Leinen M. 3.—.

Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815. Mit 16 Vollbildern. In Leinen M. 5.—.

Wielands Werke. In drei Bänden. Neue Taschenausgabe, besorgt von Franz Deibel. In Pappbänden M. 8.—; in Leder M. 15.—; in Pergament M. 20.—.

Kaiser Wilhelms I. Briefe. Nebst Denkschriften und anderen Aufzeichnungen herausgegeben von Erich Brandenburg. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 5.—.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit drei Heliogravüren. Zwei Bände. Zweite Auflage. In Leinen M. 14.—; in Halbleder M. 16.—.

Winckelmann: Kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbpergament M. 7.—.

Stefan Zweig: Erstes Erlebnis. Vier Erzählungen aus Kinderland. In Pappband M. 5.—.

Nordische Bücher

Andersens Märchen. Unter Benutzung der von Andersen besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Initialen, Titel und Einband von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 16.—.

Martin Andersen Nexö: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. In Halbleinen M. 10.—.

Ein Roman — und unendlich viel mehr ... ein Roman in dem Sinne, in dem wir den „Wilhelm Meister" und die „Flegeljahre", Kellers „Grünen Heinrich" und Raabes „Schüdderump", den „Copperfield" und den „Niels Lyhne" Romane nennen: ein Lebensbuch, das vom Kritiker ohne weiteres den höchsten Maßstab heischt, eines der wenigen, die wir als notwendig empfinden, nicht als schwarz auf weiß gedruckte Literatur, sondern als ein in allen Farben des Daseins leuchtendes Erlebnis.

Rhein.-Westf. Zeitung.

Per Hallström

Ein Schelmenroman. In Halbpergament M. 3.50.

Die vier Elemente. Erzählungen. In Halbpg. M. 5.—.

Der tote Fall. Ein Roman. In Pappband M. 4.—.

Frühling. Roman. In Halbpergament M. 5.—.

Eine alte Geschichte. Roman. In Halbpg. M. 5.—.

Ein geheimes Idyll. In Halbpergament M. 5.—.

Verirrte Vögel. Novellen. In Halbperg. M. 5.—.

Per Hallström gehört zu den Ersten und Eigengestaltenden, die man viel lesen sollte; seine Novellen beweisen ihn als eine ganz nach innen gerichtete Natur von leiser Harmonie. Er hat das Ohr für die ganz unwirklichen Töne der Seele, wenn sie irgendwie erwachen will und nicht recht weiß, wohin sie langen wird in den Tag. Und wenn er uns entläßt, sind wir um vieles Wissen reicher aus dem dunklen Untergrund, den wir Seele nennen.

Königsb. Allg. Zeitung.

Jens Peter Jacobsen: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung. Mit Reproduktionen von Zeichnungen des Dichters und dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Inhalt: Frau Marie Grubbe — Niels Lyhne — Novellen — Gedichte und Entwürfe — Naturwissenschaftliche Schriften.

Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland. Liebhaber-Ausgabe in zwei Bänden. In Pappbänden M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Henrik Pontoppidan: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Dritte Auflage. In Leinen M. 10.—.

Als Pontoppidans großer Roman erschien, war er das Ereignis seines Jahrgangs. Inzwischen ist eine Flut von Romanen an uns vorübergegangen, und immer noch ist „Hans im Glück" das Buch, das den stärksten und geschlossensten Eindruck von ihnen allen macht. Seit dem „Niels Lyhne" hat das kleine Dänemark dem übrigen Europa kein so vollgewichtiges Werk mehr gegeben. Josef Hofmiller.

Die 20 Zwei-Mark-Bände

Jeder Band in Pappband M. 2.—, in Leder M. 4.50

Ludwig van Beethovens Briefe. 11.—20. Tausend.

Die Bibel, ausgewählt.

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eingeleitet von Rudolf Eucken.

Goethes Briefe an Frau von Stein. 11.—20. Tausend. Mit drei Silhouetten.

Goethes Sprüche in Prosa.

Goethes Sprüche in Reimen.

Aus Goethes Tagebüchern.

Briefe von Goethes Mutter. In Auswahl herausgegeben von Albert Köster. 40. Tausend. Mit einer Silhouette.

Grimms deutsche Sagen.

Herder: Ideen zur Kulturphilosophie.

Humboldts Briefe an eine Freundin.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Lessings Briefe. Herausgegeben von Julius Petersen.

Des Knaben Wunderhorn.

Otto Ludwig: Die Heiterethei. Roman.

Mozarts Briefe.

Die Briefe des jungen Schiller. Mit einer Silhouette.

Der junge Schumann. Dichtungen und Briefe.

Richard Wagner: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von H. St. Chamberlain.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden 50 Pfennig.

Bisher erschienen 157 Bände; Verzeichnisse sind unentgeltlich durch die Buchhandlungen oder den Verlag zu beziehen. Einige Bände, die in dieser Zeit besonders zu wirken berufen sind, seien hier genannt.

Deutsche Kriegslieder. (Nr. 153.)
Eine Auswahl aus der Kriegslyrik des 16.—20. Jahrhunderts mit Einschluß der hervorragendsten Schöpfungen dieser großen Tage, zugleich ein Sammelbuch kriegerischen Soldatengesangs alter und neuer Zeit.

Deutsche Vaterlandslieder. (Nr. 154.)
Eine Sammlung der schönsten Lieder, die seit anderthalb Jahrhunderten zum Preise des langerstrebten und spät zur Wirklichkeit gewordenen geeinten Vaterlandes in deutscher Zunge erklungen sind.

Deutsche Choräle. (Nr. 155.)
Die Kernlieder des deutschen Kirchengesangs.

Kleist: Die Hermannsschlacht. (Nr. 156.)

Arndt: Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. (Nr. 157.)

Bismarck: Vier Reden zur äußeren Politik. (Nr. 4.)

Albrecht Dürer: Tagebuch der Reise in die Niederlande. (Nr. 100.)

Lieder der alten Edda. In der Übertragung der Brüder Grimm. (Nr. 47.)

Eiserne Sonette. (Nr. 134.)

Friedrich der Große: Drei politische Schriften. (Nr. 6.)

Kaiser Friedrich III.: Tagebuch von seiner Reise ins Morgenland 1869. (Nr. 45.)

Jakob Grimm: Über die deutsche Sprache. (Nr. 120.)

von der Groeben: Guineische Reisebeschreibung (das älteste deutsche Kolonialbuch). (Nr. 90.)

Notker der Stammler: Karl der Große. (Nr. 114.)

Rainer Maria Rilke: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke (Nr. 1.)

Rochlitz: Tage der Gefahr. Ein Tagebuch der Leipziger Schlacht. (Nr. 17.)

R. A. Schröder: Deutsche Oden. (Nr. 66.)

Tacitus: Germania. (Nr. 77.)

Treitschke: Die Freiheit. (Nr. 15.)

Richard Wagner: Die Meistersinger von Nürnberg. (Nr. 100.)

Richard Wagner: Ein deutscher Musiker in Paris. (Nr. 108.)

Wilhelms I. Briefe an Bismarck. (Nr. 83.)

Bibliothek der Romane

Louise von François: Die letzte Reckenburgerin. 11.—15. Tausend.
Außerordentlich ist der Gehalt dieses Buches an jener lebendigen Weisheit, die aus der Fülle eines gütigen Frauenherzens strömt. Wir wagen die Behauptung, daß der Freund unserer Dichterin, Conrad Ferdinand Meyer, dessen hohe Kunst wir gewiß nicht gering anschlagen, einen Roman wie „Die letzte Reckenburgerin" nicht schreiben gekonnt hätte. Seine mehr artistische Kunst hätte nicht diese Blutwärme aufgebracht, die dem Roman seiner Freundin ein so seelenvolles Leben gibt.

Joseph Viktor Widmann.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne.

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow.

Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.
Gottfried Keller nannte Gotthelf das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe.

Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler.
Ein fränkischer Kleinstadtroman, eines der besten humoristischen Bücher der Gegenwart.

Louise v. François: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.

E. T. A. Hoffmann: Der goldene Topf — Klein Zaches — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

Jean Paul: Titan. Gekürzt herausgegeben von Herm. Hesse. Zwei Bände.

Charles Sealsfield: Das Kajütenbuch.
Das klassische Buch des wilden Westens. Die Geschichten werden im Hause des Kapitäns Morse, der sogenannten Kajüte, erzählt: daher stammt sein Name.

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser.
Den „Anton Reiser" hat kein Geringerer als Goethe zuerst empfohlen und gleich ihm ist er später so verschieden gearteten Geistern wie Heine, Hebbel und Schopenhauer in vielem Sinne wert gewesen.

Inhalt des Almanachs

Beilagen

Der Druck des Kriegs-Almanachs 1915 — des zehnten Jahrgangs des Insel-Almanachs — erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig. — Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann.







28 VEN. NOTE

